Ein armer Graf,

oder:

Die Duellanten.

Ein armer Graf,

oder:

Die Duellanten.

Roman

von

August Schrader.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Eduard Wengler.
1865.

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

VII.

Emil fuhr in seiner Erzählung also fort: „Man spielt Dir einen ungeheuern Betrug!“ sagte Winterberg. „Herzfeld ist der beste Freund Deines Bruders, und doch haben Beide lange in der bittersten Feindschaft gelebt. Felix leitet die Fäden, die Dich umgarnen!“

„Hätte ich einen Beweis, um den verblendeten Vater zu überführen!“ rief ich.

„Dieser Beweis wird schwer zu beschaffen sein.“

„Ach, ich fühlte wohl, daß ich Manches begangen, was mich arg compromittirt hatte. Aber konnte ich es nun noch ändern? Wäre mir die ruhige Anschauung von den Dingen früher gekommen, ich würde sicherlich anders gehandelt haben. Nun war es zu spät, ich konnte nicht

ehr ausweichen, konnte nicht mehr umkehren. ins lag mir wie eine Centnerlast auf dem erzen: ich sollte aus der Welt scheiden, ohne ber Wilhelminens Schicksal Gewißheit zu er= ngen. Und ich liebte sie noch, ich liebte sie eiß und innig, trotz ihres seltsamen Verschwin= ens. Mir lag daran, mich ihr gegenüber zu chtfertigen. Wo sollte ich sie finden? Sie auf= ısuchen fehlte es mir an Zeit, denn der einund= vanzigste Mai rückte immer näher heran. Ich nnte nicht zu einem Entschlusse gelangen . . . ie ein Sinnverwirrter verbrachte ich die mir kurz zugemessene Zeit. Wunderliche Gedanken rängten sich mir auf. Bald hielt ich meinen od für heilsam, selbst für nothwendig, bald ottete ich der Vorurtheile, denen zu huldigen ie Cavaliersehre erforderte. Ich war dem Wahn= nne nahe. Winterberg suchte zu vermitteln. eit gewonnen, Alles gewonnen, meinte er. Und ging zu dem Baron von Herzfeld, um eine

neue Frist von einem Jahre zu erlangen. Er kam mit einer höhnenden, herzzerschneidenden Antwort zurück. Man drohte, mich infam zu machen. Und leider hatten meine Feinde alle Mittel dazu in Händen. Ich selbst hatte sie ihnen ja gegeben, ich selbst! Meine Lage sollte noch gräßlicher werden. Winterberg, der Unermüdliche, hatte durch Zufall Wilhelminens Aufenthalt erfahren. Er brachte mich in ein benachbartes Dorf, wo die Geliebte still und einsam ein Bauernhäuschen bewohnte. Ihre Mutter war gestorben. Wilhelmine sah bleich und leidend aus, aber sie war noch unbeschreiblich schön. Laut schluchzend sank sie an meine Brust. Wir hatten eine lange Unterredung. Ich schilderte ihr die Verhältnisse und meine Gemüthsverfassung, denn ich wollte mich rechtfertigen. Sie wußte Alles schon von dem Freunde. Und nun erfuhr ich auch, daß das brave Mädchen den größten Theil des mütterlichen Vermögens geopfert hatte, um

ıe falschen Wechsel einzulösen. Wilhelmine
lte es mir mit, um darzuthun, daß Herzfeld
dieser Beziehung mir nicht mehr schaden
.ne.

„Warum bist Du entflohen?“ rief ich über=
ıltigt aus.

„Lies diesen Brief!“ war die Antwort.

Wilhelmine reichte mir ein Papier.

Ich erkannte die Schriftzüge meines Vaters.
Der alte Mann forderte sie auf, sich von mir zu
trennen, wenn mein Glück ihr wirklich am Herzen
läge, denn die Mesalliance mit ihr gäbe einen
gesetzlichen Grund, mich völlig zu enterben. Das
brave Mädchen hatte sich aus Liebe von mir
getrennt! Wilhelmine versicherte, daß sie ihr
Leben geopfert haben würde, um mich glücklich
zu machen.

„Wie steht es nun mit Dir?“ fragte sie.

„Mein Vater hat sich von mir zurückgezogen.“

„Dennoch! Dennoch!“ rief sie schmerzlich. „Ich

habe ihm geschrieben, daß ich Dich aufgeben würde; er möge seine Vaterhuld Dir nicht entziehen."

„Ach, nun folgten schmerzliche Stunden! Ich fühlte erst recht, wie lieb mich Wilhelmine hatte."

„Wußte sie," fragte Mathias, „um das Duell?"

„Nein; aber sie hatte die Gerüchte erfahren, die man über mich ausgebreitet. Trotzdem liebte sie mich. Wenn alle Welt mich verlassen, sie wollte mir nun erst recht treu anhängen. Ihr kleines Vermögen stellte sie mir zur Verfügung. „Kannst Du es," bat sie, „so stelle meine Ehre wieder her, die durch die bekannten Vorgänge arg gelitten hat."

„Das war die Pflicht des braven Mannes!" rief Krüger.

„Und ich übte diese Pflicht."

„Ueber das Duell hättest Du spotten müssen. Ich bin nur ein Bauer, aber solche Narrheiten verlache ich. Wäre ich an Deiner Stelle ge-

wesen, ich würde den Vater aufgesucht und ihm die ganze nichtswürdige Geschichte entdeckt haben. Was wurde nun weiter?"

„Beim Abschiede versprach ich Wilhelminen wiederzukommen. Ach, nun fesselten mich neue Bande an das Leben, und wenn ich bedachte, daß ich mir selbst den Tod geben sollte, lachte ich auf wie ein Irrsinniger. Ich erinnere mich des Zustandes jener Zeit noch so genau, als ob die Dinge, die ich erzähle, erst gestern geschehen wären. Winterberg's Absicht war erreicht, er hatte meine Vorsätze umgestoßen und meinem Schwanken ein Ende gemacht. Der Name Wilhelmine wirkte wie ein wunderthätiger Talisman. „Was beginne ich nun?" fragte ich den Freund.

„Du wirst sterben!" antwortete Winterberg.

Ich sah ihn erstaunt an.

„Sterben?"

„Zum Scheine."

„Nenne mir den Grund . . "

„Um zu sehen, was die Gegner nach Deinem Tode beginnen.“

„Nein, ich werde im Gegentheil offen auftreten. Mein Vater soll wissen . . .“

„Eben Deines Vaters wegen,“ sagte Winterberg.

„Wie meinst Du das?“

„Er hält Dich für einen Feigling, für einen unwürdigen Edelmann. Du kennst die Zähigkeit des Alten . . . er muß Deinen Tod erfahren, muß sehen, wie Dein Bruder handelt, und dann erscheinst Du, um den Erbschleicher auf frischer That zu ertappen. Noch fürchtet man, daß Du Dein Ehrenversprechen nicht hälst . . . bist Du todt, so wird man alle Minen springen lassen und die Schurken werden sich ohne Maske zeigen. Wahrlich, sie verdienen eine solche Mystification, die sie nicht nur lächerlich macht, sondern auch dem Gerichte überliefert. Folge mir, Freund, Du wirst eine köstliche Rache üben und gerecht=

fertigt aus dem Handel hervorgehen. Zeigst Du Dich jetzt, so ruht der Fluch der Lächerlichkeit auf Dir und alle Welt wird sich von Dir abwenden."

„So sprach der Freund, von dem ich wußte, daß er es ehrlich meinte. Und mir war es schon recht, daß meine Feinde eine derbe Züchtigung erhielten. Ich überließ mich also seiner Leitung. Wir zogen Wilhelminen in das Geheimniß. Die Arme war einer Ohnmacht nahe, als sie das Schreckliche erfuhr. Ich mußte ihr durch einen heiligen Eid schwören, daß ich nicht Hand an mich legen wollte. Und ich schwor den Eid. So war denn mein Geschick entschieden. Wie aber sollten wir nun zunächst verfahren? Zwei Tage später fiel der einundzwanzigste Mai . . . wir durften nicht zögern, wenn wir unsere Absicht völlig erreichen wollten. Da kam uns ein Zufall zu Hülfe, den ich heute noch für ein Wunder, selbst für einen Fingerzeig des Himmels halte.

Das Dorf, in dem Wilhelmine wohnte, lag eine Stunde von dem kleinen Bade entfernt, in dem ich, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, Aufenthalt genommen. Meine Wirthin war eine arme Bauersfrau, die mich für wenig Geld beherbergte und beköstigte. Sie kannte mich unter dem Namen Falk. Ich hatte Winterberg bei Wilhelminen erwartet. Er kam. Gegen acht Uhr Abends nahmen wir Abschied. Die Geliebte hing weinend an meinem Halse, ich mußte ihr noch einmal schwören, mich ihretwegen dem Leben zu erhalten. Es kostete Mühe, sie zu beruhigen. Wir gingen durch den Forst, der im ersten frischen Frühlingsgrün prangte. Ach, es war ein herrlicher Abend, ganz geschaffen, die Brust mit Hoffnung und Lebensmuth zu erfüllen. Die Sterne glänzten und sandten ein mildes Licht zur Erde. Wir beriethen unsern Plan. Ach, es war schwer, sehr schwer, einen passenden Ausweg zu finden. Die schlauen Feinde ließen sich so leicht nicht

gehen. Ein Plan nach dem andern ward
rfen. Und doch mußten wir zu einem Ent-
sse gelangen, denn die Zeit drängte. Wir
n die großen Schwierigkeiten nicht bedacht,
sich uns entgegenstellten. Wie lächerlich würde
erschienen sein, wenn die Täuschung mißlungen
re. Alle Vorschläge Winterberg's waren nicht
sführbar; ich selbst befand mich in einer Ge-
üthsverfassung, die mich unfähig machte, zu
nnen und zu erfinden.

„Möge es kommen wie es wolle," rief ich aus; „ich trete vor meinen Gegner und fordere ein ehrliches Duell. Meine Kraft ist zurückgekehrt, ich kann die Waffen führen und mit der alten Geschicklichkeit fechten. Geben wir den Plan zu täuschen auf, er ist eines Mannes unwürdig..."

„Ich will mich mit offenem Visir zeigen."

„Dafür bin ich nicht!" wandte Winterberg ein.

„Warum nicht?"

„Denke an Wilhelmine."

„Von ihr lasse ich nicht; sie wird Gräfin von Liskau . . .“

„Auch wenn Du im Duelle bleibst oder zum Krüppel geschossen wirst?“

„O, ich kann auch Sieger bleiben!“

„Der Baron, ein Schütze und Fechter ersten Ranges, ist Dir überlegen. Auch fragt es sich, ob er Deine Forderung annimmt. Er wird mit der Zähigkeit, die wir an ihm kennen, das erste Duell verlangen. Ich stimme nicht bei.“

„So gieb einen bessern Rath!“

Wir blieben stehen und sahen uns gegenseitig an. Da hörten wir ein Geräusch hinter dem Haselnußstrauche, der rechts am Wege stand.

„Was ist das?“ fragte ich.

„Man hat uns belauscht.“

„Es war wohl ein Wild . . .“

„Still?“

Winterberg, der vorsichtige, griff zu seinem Pistol, das er stets bei sich trug. Noch zwei Ge=

n standen wir lauschend. Da krachte ein
ß.

Das gilt mir!“ rief ich, denn ich fühlte
merz im linken Oberarm.

„Ah, dort ist der Raubmörder!“ rief der
:und.

Er schoß sein doppelläufiges Pistol ab. Der
ırke Schuß verhallte . . . in dem Strauche
ıschelte es einen Augenblick, dann war es still
m Walde.

„Du siehst,“ sagte Winterberg, „daß man Dich
für feige hält.“

„Sollte man den Mörder gegen mich abge-
schickt haben?“

„Ich zweifle nicht daran. Bist Du verwundet?“

„Nur leicht am Arme. Da sieh’ nach . . .
Dein Schuß muß getroffen haben.“

Wir traten zugleich in den Busch, dessen Zweige
wir zurückbogen. Da lag ein Mann regungslos
am Boden.

„Wahrlich,“ murmelte Winterberg, „mein Schuß hat getroffen, obgleich ich nur oberflächlich gezielt habe. Es sollte so sein!“

Das klare Sternenlicht gestattete uns, den Mann genau zu betrachten. Die beiden Schüsse hatten ihm den Kopf vollständig zerschmettert. Winterberg gestand mir später, daß er nicht die Absicht gehabt habe, beide Läufe zugleich abzufeuern, daß es vielmehr der Zufall so gefügt. Die Kleidung des Erschossenen war, so viel wir unterscheiden konnten, ärmlich, das Pistol, das er gegen uns benutzt, hielt er noch in der Hand. Wir mußten Gewißheit haben: war der Mensch ein Raubmörder oder hatte er im Auftrage meines Bruders und des Barons gehandelt? Die Erkenntniß der Wahrheit war von Wichtigkeit. Winterberg durchsuchte die Kleider des Todten. Er fand eine alte Brieftasche und eine Börse mit einigem Gelde. Eine nähere Untersuchung am Orte war nicht möglich, da uns das Licht mangelte.

„Wir sind gerettet!" sagte Winterberg.

„Wir?"

„Dieser Kerl hilft uns aus der Verlegenheit; er hat zur rechten Zeit auf Dich geschossen."

Bei dem, was nun geschah, überließ ich mich der Führung des Freundes. Wir bedeckten den Leichnam mit Gras und Blättern so, daß keine Spur von ihm zu finden war. Vorwürfe brauchten wir uns nicht zu machen, da wir einen Mord nicht begangen, sondern nur Nothwehr geübt hatten. Nach einer halben Stunde erreichten wir den kleinen Badeort. Die Bewohner desselben schliefen längst. Das Häuschen, in dem ich wohnte, lag einsam am äußersten Ende des Dorfs. Da ich den Schlüssel hatte, störte ich die Ruhe der Wirthin nicht. Wir betraten geräuschlos mein Zimmer und zündeten eine Kerze an. Zunächst untersuchten wir das Taschenbuch. Es enthielt einen Paß und einige andere Papiere, die uns werthlos erschienen. Den Namen und

den Stand des Mannes . . . beide sind ohne Interesse . . . kannten wir nicht. Es ließ sich demnach ein Schluß auf seine wahren Absichten nicht bilden. Daran lag Winterberg auch nichts, der nun rasch handelte. Ich schrieb zunächst einen Brief an den Baron Hans von Herzfeld, in dem ich anzeigte, daß ich mit dem Schlage zwölf Uhr, also dem Beginne des einundzwanzigsten Mai, mein Ehrenwort einlösen würde. Ich bezeichnete genau die Stelle im Forste und forderte auf, die zur Constatirung des Thatbestandes nöthigen Erhebungen anstellen zu lassen. Dieser Brief ward am nächsten Morgen zur Post gegeben. Einen zweiten Brief, dem ich einiges Geld beilegte, schrieb ich an die Hauswirthin, nahm Abschied für immer und ließ eine Bemerkung einfließen, die den Verdacht, daß ich mich getödtet habe, erwecken mußte. Nun packten wir meine Sachen zusammen und verließen eben so still das Häuschen, als wir es betreten hatten. Mit dem

Morgengrauen erreichten wir die bekannte Stelle im Forste. Wir fanden bald den Leichnam. Mit Entsetzen sahen wir nun die Wirkungen des Schusses . . . Das Gesicht war dergestalt zerrissen, daß sich kein Zug desselben erkennen ließ. Eine der Kugeln hatte den Schädel zerschmettert. Nun begann eine traurige, eine gräßliche Arbeit. Wir legten dem Leichnam meine Kleider an. Mein Portefeuille mit einigen Papieren steckten wir in die Tasche und das Doppelpistol, dessen Schaft das gräfliche Wappen trug, drückten wir in die erstarrte Hand."

Mathias Krüger trocknete den Schweiß von der Stirn. Die Schilderung der Schreckensscene ergriff ihn tief.

„Das hätte ich nicht gewagt!" murmelte er.

„O, auch mir gerann das Blut in den Adern."

„Und Winterberg?"

„Er leistete mir diesen Freundschaftsdienst mit einer Selbstverleugnung, die ich bewundern werde,

so lange ich athme. Ich allein hätte Nichts beginnen, Nichts vollbringen können. Da lag der Todte in meinen Kleidern; er trug selbst das Hemd, in das mein Name und mein Wappen gestickt waren. Nichts fehlte, um den Grafen Emil von Liskau erkennen zu lassen. Die Kleider des Erschossenen warfen wir in eine hohle Eiche, die eine Viertelstunde von dem Platze der That stand."

„Gräßlich!" murmelte Mathias.

„So war denn Emil von Liskau todt. Nachdem Alles geschehen, trennten wir uns. Winterberg reiste nach der Stadt, um die Wirkung der Todesnachricht zu beobachten; ich ging zu Wilhelminen, die mir ein verborgenes Giebelstübchen eingerichtet hatte. Hier sollte ich wohnen, bis Winterberg zurückkehrte. Der Todesfall ward bald bekannt. Holzhauer fanden denselben Morgen den Leichnam, der Schulze des Badeortes hob ihn von Obrigkeitswegen auf und legte ihn in

dem Gemeindespritzenhause nieder, das zu Zwecken dieser Art mit verwendet ward. Schon am nächsten Tage kam die Kunde davon in unser Dorf: ein Graf von Liskau hat sich im Forste erschossen. Wilhelmine trat zu mir in das Stübchen. Erschüttert warf sie sich an meine Brust. „Nun bist Du todt in den Augen der Welt!" rief sie. „Du hast kein Recht mehr, als Graf zu leben. Sei ein einfacher Bürgersmann, aber liebe mich und sei mir treu. Ich werde nicht von Dir lassen in Noth und Tod!" Wir erneuerten die Schwüre, die wir so oft schon ausgesprochen. Ich gestehe, mir war leicht um's Herz. Was hatte ich denn hingegeben für das Glück, das mir die brave Wilhelmine brachte? Eine Stellung, in der ich nur Sorgen und Elend kennen gelernt. „Wilhelmine," rief ich, „der Graf von Liskau ist todt; aber Emil Falk soll Dir ein treuer Gatte bleiben."

Mit der kleinen Rente, die Wilhelmine bezog,

konnten wir ein bescheidenes Leben führen, ohne einem Dritten zur Last zu fallen. Jetzt kam es darauf an, mich vor dem Erkanntwerden zu schützen. Wir verließen die Gegend und zogen in ein kleines Gebirgsdorf. Meine Bemühungen, für mich und Wilhelminen den Segen der Kirche zu erlangen, blieb erfolglos, da es mir an Papieren fehlte, die mich legitimirten. Ich kam überhaupt mit den Behörden in Conflict, die meine Herkunft constatirt wissen wollten. Ein Verwandter Wilhelminens leistete Bürgschaft für uns. Dieser Zustand konnte natürlich nicht lange dauern. Endlich entschloß ich mich zu einem gewagten Schritte. Ich nahm meinen Stab und wanderte nach Liskau, wo ich unsern alten Pfarrer Beck aufsuchte. Ich wußte ja, daß der brave Mann es gut mit mir meinte und daß ich ihm volles Vertrauen schenken durfte. In der Dämmerung schritt ich über den Kirchhof und klopfte an das einsame Haus. Der große Bart, der

mein Gesicht einrahmte, machte mich unkenntlich. Die Magd führte mich in das Zimmer des Pfarrers, der bei Lampenlicht an seinem Schreibtische saß. Mir gingen die Augen über, als ich dem würdigen Lehrer die Hand reichte. Er erkannte mich nur dann erst, als ich mich genannt hatte. Wahrlich, es kostete Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich noch lebte. Kurz und bündig schilderte ich ihm die Verhältnisse. Der gute Mann konnte sich von seinem Erstaunen kaum erholen. Anfangs wollte er mein Verfahren nicht billigen, später aber beklagte er mich und reichte mir gerührt die Hand. Er hatte mich ja stets wie einen Sohn geliebt und gehalten. Seine alte Zärtlichkeit trug den Sieg über alle Bedenken davon.

„Wissen Sie," fragte er, „auf was ich mich jetzt vorbereite?"

„Nein!"

„Auf die Rede, die ich morgen am Grabe Ihres Vaters halte.“

„Großer Gott!“

„Der Schmerz über das gräßliche Ende seines ältesten Sohnes hat ihn auf das Krankenbett geworfen, von dem er nicht wieder erstanden ist.“

Mir schwanden fast die Sinne. Ich mußte weinen mit dem väterlichen Freunde, der vergebens nach Fassung rang. Als wir ruhig geworden, setzten wir das Gespräch fort. Und so erfuhr ich denn, daß mein Bruder Felix Alles aufgeboten hatte, um mir die Liebe des Vaters zu entziehen. Man hatte mich dem Kranken nicht als einen Duellanten, sondern als einen Menschen geschildert, der verschiedene Verbrechen begangen und sich aus Furcht vor Strafe entleibt hatte. Hätte nicht längst der Entschluß in mir festgestanden, die Schändlichkeit des saubern Bruders an das Licht zu ziehen, diese Nachricht würde mich sicher dazu veranlaßt haben. Aber ich mußte

vorsichtig, sehr vorsichtig zu Werke gehen, damit ich den Plan Winterberg's nicht durchkreuzte. Vor der Hand durfte ich mich nicht öffentlich zeigen. Nun sprach ich von Wilhelminen, die mich dem Leben erhalten und zu einer besseren Anschauung der Dinge vermocht hatte. Den Pfarrer rührte die Treue des braven Mädchens. Ich bat ihn, er möge unsern Bund einsegnen. Es kostete Mühe, ihn zu bewegen. Nur dann erst, als ich ihm unsere verzweiflungsvolle Lage schilderte, willigte er ein. Ich hatte nicht umsonst auf die Liebe und Anhänglichkeit des Seelsorgers gebaut, der sich einer großen Verantwortlichkeit aussetzte, indem er meinen Wunsch erfüllte. Er wies mir ein Kämmerchen für die Nacht an, die ich unruhig verbrachte. Am nächsten Morgen legte ich die Bauernkleider eines Knechtes an, die ich in dem Kämmerchen vorfand. So mischte ich mich unter die Landleute, die zu der Trauerfestlichkeit gekommen waren. Niemand

ahnte, daß der Sohn des Verblichenen, der eigentliche Erbe von Liskau, sich in dem langen Zuge befand, der unter Trauermusik und Glockengeläute sich dem prachtvollen Mausoleum zu bewegte. Dort sah ich meinen schwarz gekleideten Bruder, umgeben von den benachbarten Edelleuten. Er weinte sogar bei der ergreifenden Rede des Pfarrers; er weinte Krokodilsthränen. Und er war es doch, der Unmensch, der das Ende des guten, aber schwachen Vaters beschleunigt hatte. Ihm zur Seite stand der Baron von Herzfeld mit kalten, theilnahmlosen Mienen. Auch dieser Mensch hatte sich eingefunden, der sonst das Schloß nie betrat, weil er mit meiner Familie auf gespanntem Fuße lebte. Mein Tod hatte die Feinde versöhnt. Mehr als einmal zuckte der Gedanke in mir auf, jenen Schurken, die ein erkünsteltes Leid zur Schau trugen, vor die Augen zu treten und sie öffentlich zu brandmarken. Aber ich gedachte meiner Lage, klammerte mich krampfhaft

an einen Baum und blieb ruhig, bis die Ceremonie zu Ende war. Der Anblick meines Gegners hatte mich mit einem unbeschreiblichen Gefühle erfüllt. „Rache," flüsterte eine Stimme in mir, „die schrecklichste Rache sollst du üben!" Auf Umwegen schlich ich in das Pfarrhaus zurück. Ich mußte weinen bei dem Erblicken der Orte, an denen ich als Knabe harmlos gespielt hatte. Auch Dein Gehöft sah ich, Mathias, und der Jugendfreund stand mir deutlich vor der Seele. Hätte ich es ohne Gefahr wagen können, ich würde Dich aufgesucht und Dir gesagt haben: „Freund, ich lebe, aber ich darf mich nicht zeigen!" Unerkannt wollte ich bleiben, damit der gefaßte Plan um so sicherer zur Ausführung gelangte. Gewaltsam unterdrückte ich die Sehnsucht nach Dir, dem einzigen wahren Freunde ... Der Pfarrer kam zurück. Er rieth zur Versöhnung und erbot sich, den Vermittler bei dem Bruder zu machen. „Noch ist die Zeit nicht gekommen,"

antwortete ich ihm; „Felix hat eine Züchtigung verdient und diese muß ihm werden. Hat er mich nicht in den Tod gejagt? Hat er mich nicht moralisch vernichtet, um der Erbe von Liskau zu werden? Ich bin nicht bösartig, aber die Früchte der Saat, die er ausgestreut, soll er ernten. Jetzt kann ich mich nicht zeigen, ohne lächerlich zu werden. Der Baron würde triumphiren!“ Endlich ließ der gute Pfarrer meine Gründe gelten. „Sichern Sie mein stilles Glück,“ bat ich ihn, „verbinden Sie mich mit Wilhelminen, daß ich wenigstens ein Herz besitze, an das ich mich klammern kann. Wird mir diese Stütze nicht, so bin ich verloren!“ Nachdem wir Tag und Stunde der Trauung festgesetzt, schied ich. Der Segen des guten Pfarrers begleitete mich. Wilhelmine jauchzte auf, als ich ihr die frohe Nachricht brachte. Und wie verabredet, so geschah es. Vierzehn Tage später war Wilhelmine meine Gattin, war Frau Falk, die sich ohne Scham an

meiner Seite zeigen konnte. Lebten wir auch in bescheidenen Verhältnissen, so waren wir doch glücklich. Und ich hatte einen Trauschein, der mich legitimirte. Wäre es auf mich angekommen, ich hätte nie die Einsamkeit verlassen, würde mich mit dem mir gewordenen Loose begnügt haben. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Meine Wilhelmine schenkte mir ein zartes Knäblein. Bei dieser Gelegenheit machte sich der Argwohn der Bauern Luft, die mich nur ungern in der Gemeinde duldeten; sie hielten mich für einen Abenteurer, der früher oder später dem Dorfe zur Last fallen könnte. Der Landrath beschied mich auf sein Bureau und forderte Papiere, die ich nicht beschaffen konnte. Mein Incognito schwebte in der größten Gefahr. Man hatte mir eine Frist von vier Wochen gestellt, um den Anforderungen zu genügen. Rathlos saßen wir an der Wiege unseres geliebten Kindes. Da erhielten wir die Nachricht, daß Wilhelminens Vetter ge=

storben sei und ihr ein Vermögen von zweitausend Thalern hinterlassen habe. Das war Glück im Unglück. Meine Frau macht sich auf und kommt mit dem Kapitale zurück. Wir waren reich. Aber auch Winterberg trat eines Abends in unser Stübchen; er brachte Nachrichten, die das Gefahrvolle meiner Lage erhöhten. Man suchte einen Gauner und falschen Spieler, der den Namen Emil Falk führte. Das Signalement in den Zeitungen paßte genau auf meine Person. Dieser Mensch sollte schon seit einem Jahre verschwunden sein; da sich aber jetzt erst die Folgen seiner Verbrechen zeigten, so verfolgten ihn die Behörden, sie hatten sogar einen Preis auf seine Auslieferung gesetzt. „Was kümmert mich das?" rief ich aus. „Wenn Nichts mehr verfängt, decouvrire ich mich als den Grafen von Liskau."

„Emil," sagte Winterberg, „mir scheint, der Zufall spielt uns einen schrecklichen Streich!"

„Der Zufall?"

„Ja, mein armer Freund!"

„Erkläre Dich!"

„Ich nahm die Brieftasche des erschossenen Mannes an mich."

„Ganz recht."

„Wir hatten nur flüchtig die Papiere geprüft, die sie enthielt."

„Wenigstens ich, der ich mich in gräßlicher Aufregung befand; Du übernahmst alle Besorgungen."

„Der Erschlagene, der bald diesen, bald jenen Namen führte, heißt eigentlich Emil Falk. Der Steckbrief, den ich zufällig in der Zeitung las, veranlaßte mich, die schmutzige Brieftasche noch einmal genau zu untersuchen. Da fand ich diese Notiz, die keinen Zweifel übrig läßt."

Ich überzeugte mich. Demnach hatten meine Feinde einen Gauner gedungen, der mich aus der Welt schaffen sollte.

„Kannst Du das beweisen?" fragte Winter=

berg. Ist es nicht möglich, daß der Mensch auf eigene Faust den Angriff unternommen hat? Ich habe Alles reiflich überlegt . . . wir müssen eine Untersuchung vermeiden, die ein schreckliches Bild entrollen würde. Du hast den Namen Emil Falk angenommen, hast wohl gar den Reisepaß des Erschossenen gebraucht, den ich Dir zurückgelassen . . . In dem Passe steht der Name „Victor Engel," der auch in dem Steckbriefe angegeben ist."

„Nein," antwortete ich.

„Wo ist der Paß?"

„Ich weiß es nicht."

„Freund, besinne Dich!" rief Winterberg erschreckt. Das Papier ist wichtig, es klagt Dich der Gemeinschaft mit dem Verbrecher an."

Das begriff ich. Meine Lage war furchtbar geworden.

„Wo ist der Paß?" wiederholte der Freund.

So viel ich auch sann, ich wußte es nicht. Wilhelmine durchsuchte alle Kasten, alle Bücher,

alle Taschen . . . nirgends fand sich das verhängnißvolle Papier. Ich erinnerte mich dessen deutlich, daß Winterberg mir den Paß mit den Worten übergeben hatte: „Du kannst ihn vielleicht verwenden.“ Wir riefen uns alle Einzelheiten in das Gedächtniß zurück. Da erschien uns der Fall möglich, daß ich den Paß vergessen und bei meiner alten Wirthin in dem Badeorte zurückgelassen haben könnte.

„Vielleicht ist es noch Zeit!“ rief Winterberg, der aufsprang.

„Wozu?“

„Der Badeort ist vier Meilen entfernt . . . ich reite hinüber. Die ehrliche Frau liefert mir gewiß das Papier aus, wenn Du es wirklich bei ihr zurückgelassen hast.

Es war gegen Abend, als Winterberg zu Pferde stieg und davonsprengte. Ich hatte Mühe, die arme Wilhelmine zu beruhigen, die weinend ihr Kind auf dem Schooße hielt. Ach, wie schnell

hatte sich das Glück umgewandelt, dessen wir uns in stiller Abgeschiedenheit erfreuten. Ich mied den Verkehr mit der Welt, und doch drängte sie sich mir von allen Seiten auf, drohend, vernichtend. War ich auch kein Verbrecher, hatte ich mich auch nur leichtsinniger Streiche schuldig gemacht, wie man sie im Leben der Vornehmen häufig findet, so vereinigten sich doch so viel Zeichen meiner Schuld, daß ich dem Criminalgerichte anheim fallen mußte. Wilhelmine begriff das wohl; sie wußte nicht, wozu sie rathen sollte. Der Abend verfloß traurig. Jedes Geräusch, das sich zufällig in der Nähe des Hauses regte, erschreckte uns. Wir glaubten die Gensdarmen des Landraths zu hören, die nach Anweisung des Steckbriefes vigilirten. Ich war ja unter dem Namen „Emil Falk" bekannt. Körperliche und geistige Ermattung schloß meiner armen Frau die Augen. Sie lag auf dem Bette, das schlummernde Kind im Arme haltend, als ob sie fürchtete, daß man es ihr ent-

reißen könnte. Dieser Anblick erpreßte mir heiße Thränen. Ich, ein Graf von Liskau, ein Millionär, der älteste Sohn einer geachteten Familie, zitterte vor den Dienern der Gerechtigkeit, zitterte, daß man mich meiner Familie entreißen könnte. Ruhelos schlich ich durch das Häuschen und lauschte nach allen Seiten. Es war still, kein Geräusch regte sich in der Nähe unserer Wohnung.

„Das war eine traurige Lage!" meinte Krüger.

„Sie sollte bald noch trauriger werden."

„Und weshalb, weshalb das Alles?"

„Weil ein habgieriger Bruder nach meinem Vermögen trachtete."

„Ja, die reichen Leute; sie wollen stets mehr haben!"

Ich begreife das nicht! Als ob das Glück des Lebens von irdischem Hab und Gut abhinge.

VIII.

Emil hatte sich durch ein Glas Wein gestärkt, dann fuhr er fort:

„Als ich gegen Mitternacht in das Schlafgemach trat, schlummerte die arme Mutter, die dadurch, daß sie ihr Geschick an das meinige gefesselt, so grenzenlos unglücklich geworden war. Ich bereuete es bitter, unentschlossen und schwach gewesen zu sein. Die Reue nützte nicht mehr; jetzt galt es mit kalter Ueberlegung handeln. Das Kind schlummerte süß; die Mutter lag in einem ruhelosen Schlafe. Ein schwerer Traum mochte sie beängstigen, denn sie nannte von Zeit zu Zeit meinen Namen und streckte die Hände aus, als ob sie mich beschützen wollte. „Liegt mir nicht die Pflicht ob, Dich zu schützen?“ dachte ich. „Bin

nicht ich das Haupt der Familie, das sorgen und erwerben muß? Warum gönnt man mir das Glück nicht, mit diesen Beiden einsam und still zu leben?" Ich faßte verschiedene Entschlüsse und verwarf sie wieder. Wahrlich, mir war der Kopf so wüst, daß ich einem Irrsinnigen geglichen haben muß. Mir fehlte der Muth, die Kammer zu verlassen, denn ich fürchtete, man könne mir Weib und Kind rauben. Die Stunden der Nacht kamen mir endlos vor; und doch wünschte ich, daß nie der Morgen anbrechen möge, der schreckliche Morgen, der mir Jammer und Elend bringen mußte. Ich stand am Fenster, als die ersten weißen Streifen den Horizont lichteten. Ein kalter Schauder durchrieselte meine Glieder. Mir war, als ob eine Krankheit mich befallen hätte. Meine Phantasie schuf entsetzliche Bilder. Da ward an die Thür geklopft. Jeder einzelne Schlag ließ sich deutlich vernehmen. Ich sank fast zu Boden. Wilhelmine fuhr entsetzt auf.

„Heiliger Gott,“ rief sie, „was ist das?“

„Es wird Winterberg sein.“

„Nein, der Weg ist zu weit, er kann noch nicht zurückkehren. Man kommt, Dich mir zu entreißen.“

Das Klopfen wiederholte sich, stärker als zuvor.

Wilhelmine sprang aus dem Bette und kleidete sich an.

„Bin ich denn ein Knabe?“ rief ich. „Den strecke ich zu Boden, der die Hand an mich legt.“

Ich griff zu einem Pistol.

Wilhelmine entriß mir die Waffe.

„Emil,“ bat sie, „fasse Dich! Du bist noch angekleidet . . . ich öffne die Thür und kommen Feinde, so entfliehst Du durch den Garten. Stecke Geld zu Dir . . . hier ist der Schlüssel.“

Wir wollten noch weitere Verabredungen treffen; da hörten wir Winterberg's Stimme, die um Einlaß bat. Ich eilte hinab; zwei Minuten später führte ich den Freund ein. Erschöpft sank

er auf einen Stuhl. Der arme Freund sah gräßlich aus. Der rasche Ritt hatte ihn aller Kraft beraubt.

„Ich muß mich kurz fassen!“ flüsterte er.

„Ist Gefahr vorhanden?“ fragte Wilhelmine.

„Ihr müßt Beide fort auf der Stelle.“

„Warum? Warum?“

„Du hast den Paß bei der Wittwe liegen lassen, die ihn gefunden.“

„Nun sei uns der Himmel gnädig!“ jammerte Wilhelmine.

Winterberg fuhr mit Anstrengung fort:

„Vorgestern hat man Haussuchung gehalten und die Wittwe zu Protokoll vernommen . . . in ihrer Angst hat sie das schreckliche Papier ausgeliefert und erklärt, daß Falk, der bei ihr gewohnt, es in der Eile vergessen haben müsse. Die Gensdarmerie ist Dir schon auf den Fersen, ich habe die sichersten Anzeichen dafür. Uns bleibt Nichts als Flucht . . . Bedenke die Verwirrung

der Verhältnisse! Eine Untersuchung, die nicht ausbleibt, muß schreckliche Dinge an's Licht bringen. Und zunächst wird man Dich wie einen gemeinen Verbrecher einkerkern. Du bist Falk, der gefährliche Verbrecher, und als solchen behandelt man Dich. Du hast einen falschen Namen geführt, hast einen Mord begangen, um an das Duell glauben zu machen. Dich als einen Grafen von Liskau zu legitimiren, kann freilich nicht schwer werden; aber bedenke, wieviel auf Dir lastet. Wie willst Du Deine Unschuld beweisen? die Untersuchung muß großes Aufsehen erregen . . . Und was kann ich für Dich thun, der ich als Dein Spießgeselle betrachtet werden muß?!"

Mir schwindelte der Kopf. Ich begriff Alles. Meine Frau drängte zur Flucht und ich ging willenlos darauf ein. Aber wohin sollte ich mich wenden? Nach Amerika?! Es blieb kein anderes Ziel. Winterberg hatte einen Freund in Bremen, diesem empfahl er mich durch einen Brief, den

er schrieb, während Wilhelmine mich zur Reise ausrüstete. Frau und Kind sollten nachkommen, Winterberg selbst wollte sie begleiten. Der Abschied war kurz, aber schmerzlich. Ich bestieg das Pferd des Freundes und ritt, als das Morgenroth die Spitzen der Berge vergoldete, der alten Hansestadt zu, die ich glücklich am Abend des dritten Tages erreichte. Der Freund, dem ich empfohlen, nahm mich herzlich auf. Winterberg hatte ihn gut instruirt, denn er fragte nicht nach meinen Verhältnissen. So lebte ich denn in dem gastlichen Hause vierzehn Tage verborgen. Endlich erhielt mein Wirth einen Brief, in dem Winterberg anzeigte, daß Frau und Kind am nächsten Morgen abreisen würden. Dessen, was sich in dem Dorfe ereignet, erwähnte er nicht. „Mündlich mehr!“ so schloß der Brief, der mich in einen wahren Freudentaumel versetzte. In Bremen erlitt ich keine Anfechtung. Mein Wirth half mir die Vorbereitungen zur Fahrt über das Meer

treffen und sprach oft seine Freude aus, den braven Winterberg bald zu sehen, dessen Charakter er nicht genug rühmen könnte. Endlich kam der Tag, an dem meine Familie nach unserer Berechnung eintreffen konnte. Aber die Familie blieb aus. Neue Angst erfaßte mich. Als der zweite und dritte Tag unter peinlichem Harren verflossen war, vermochte der freundliche Wirth nicht mehr mich zu trösten. Am Abend des vierten Tages endlich, es war schon spät, fuhr ein Miethswagen vor. Ich stürzte nach der Thür, die ich rasch öffnete . . . Wilhelmine flog an meine Brust. Sie weinte so heftig, schluchzte so krampfhaft, daß ich sie fast in das Zimmer tragen mußte. Hinter uns trat Winterberg ein, der den Freund begrüßte.

„Wo ist unser Kind?“ fragte ich.

Die arme Wilhelmine brach schluchzend zusammen.

„Still!“ sagte Winterberg. „Quäle die unglückliche Mutter nicht, sie hat genug gelitten.“

„Wo ist unser Kind?“

„Fasse Dich, Du wirst Alles erfahren.“

Wilhelmine lag am Boden, sie umklammerte meine Knie. Jetzt erst sah ich, wie bleich und abgehärmt sie war.

„Ist mein Kind todt?“ fragte ich.

„Ja!“ antwortete Winterberg fest. „Sei ein Mann und schone die unglückliche Mutter, für deren Gesundheit ich ernste Besorgnisse hege.“

Das war ein neuer Donnerschlag, der mir Mark und Bein erschütterte.

Der Anblick Wilhelminens, die still weinend auf einem Stuhle saß, gab mir die Fassung zurück. Sollte ich in unmännliche Klagen ausbrechen, während die Frau still duldete? Ich las den herben Schmerz, das furchtbare Leid in ihren bleichen Zügen. In der kurzen Zeit hatte sie sich völlig verändert. Ich umarmte und küßte sie

und tröstete nach Kräften, obwohl ich selbst des Trostes in hohem Grade bedürftig war.

Die Gattin des Freundes Winterberg's nahm sich der meinigen liebreich an. Man brachte die Erschöpfte zur Ruhe. Wir Männer blieben noch wach. Winterberg rieth, mit dem nächsten Schiffe abzureisen.

Der Wirth übernahm es, für unsere Einschiffung zu sorgen. Nachdem das Nöthigste besprochen, fragte ich:

„Wo liegt mein Kind begraben?"

„Es ist nicht begraben."

„Ist es verunglückt?"

„Nein."

„Man spanne mich nicht auf die Folter."

„Es lebt."

„Wo?"

„Ohne Zweifel in der Heimat."

„Und Ihr habt es zurückgelassen?"

„Weil wir es, ohne Gefahr für Wilhelminen

und Dich, nicht wiedererlangen konnten. Dein Kind ist gestohlen . . ."

„Großer Gott!"

„Und ich verpflichte mich, es wiederzuerlangen."

„Ich bleibe so lange in Europa."

„Dazu würde ich nicht rathen."

„Soll ich mein Kind zurücklassen? Soll ich Wilhelminen zumuthen, ein Opfer zu bringen, dessen Schwere sie bald zu Boden drücken wird? Es handelt sich um meinen Sohn . . ."

„Aber auch um Deine Sicherheit, um Dein Leben. Die Behörde hat fünfhundert Thaler Dem zugesichert, der die Verhaftung des berüchtigten Falk bewirkt. Und Du bist Falk, Du mußt dafür gelten. Höre die letzten Vorgänge in der Heimat. Du warst kaum eine Stunde fort, als eine Abtheilung Gensdarmen das Haus umstellte. Der Wachtmeister durchsuchte alle Räume, natürlich erfolglos. Man verhaftete nun Deine Frau. Sie ward in das Gefängniß des nahen

Landrathsamtes gebracht und am nächsten Tage verhört. Das Kind hatte man einer Bäuerin zur Pflege übergeben. Ich, der ich als Gutsbesitzer in der Gegend bekannt bin, trat für sie als Zeuge auf und behauptete, der Mann Wilhelminens sei nicht der Falk, den man suche. Er würde bald von einer Geschäftsreise zurückkehren und sich dann legitimiren. Ich stellte die Behauptung auf: Würde Wilhelmine einem Manne die Hand gereicht haben, auf dem schwere Verbrechen lasten? Wer ist in der ganzen Gegend, der sie einer ehrlosen Handlung beschuldigen kann? Und nehmen wir den Fall, Falk ist Der, den das Gericht sucht . . . wäre die unglückliche Frau nicht tief zu beklagen, die sich von einem gefährlichen Gauner hat bethören lassen? Ich bürge, nicht für Falk, wohl aber für diese Frau, deren Vater, einen braven Pfarrer, ich gekannt habe. Der Landrath war nicht rigorös; er ordnete die Entlassung der Gefangenen an, die allgemein

Mitleid erregte, und forderte nur, daß Wilhelmine sich zu jeder Zeit stelle, wenn man sie fordere. Wir eilten zu der Bäuerin, um das Kind zu holen. Die Frau jammerte und schrie; man hatte ihr Abends das Kind aus dem Bette gestohlen. Es wurden die schärfsten Nachsuchungen angeordnet. Leider konnten wir das Ergebniß derselben nicht abwarten, denn Wilhelmine sollte aus einem mir bis jetzt unbekannten Grunde von Neuem verhaftet werden. Die Vorbereitungen zur Reise waren getroffen; wahrlich, Freund, wenn Deine Frau Dich weniger liebte, wenn sie Dein Geheimniß nicht hätte bewahren wollen, es würde mir nicht gelungen sein, sie zur Reise zu bewegen: sie hätte sich einkerkern lassen und den Folterqualen einer Untersuchung ausgesetzt, deren Ende nicht abzusehen ist. So reisten wir denn bei Nacht und Nebel ab und sind hier. Für Dein Kind werde ich sorgen; bringe Dich und Deine Frau in Sicherheit."

So berichtete Winterberg, der nun auch dem Freunde Aufschluß über meine Person gab. Schon am dritten Tage bestieg ich mit Wilhelminen das Schiff, das Abends die Anker lichtete und die Weser hinab fuhr. Ach, wäre mein Kind bei uns gewesen, ich würde keine Sehnsucht nach der Heimat gehabt haben, in der ich ein so gräßliches Geschick erduldet. Winterberg, der erprobte Freund, hatte Fürsorge und Nachricht versprochen, und so schloß ich denn mein geliebtes Weib, mein Alles auf dieser Erde, an das Herz und ließ mich nach dem neuen Vaterlande tragen.

Ich sage Nichts von den Leiden der Ueberfahrt, die, weil wir mit Wind und Wetter zu kämpfen hatten, nicht selten gefahrvoll ward. Wilhelmine war stets krank, ich schwebte in großer Sorge um sie. In Newyork stiegen wir an's Land. Ich benutzte den Empfehlungsbrief des Bremer Freundes, stellte mich einem Kaufmanne vor und erhielt durch dessen Vermittelung eine

kleine Farm im Innern des Landes. Wilhelminens Erbschaft reichte hin, sie anzukaufen. Die ersten Jahre verflossen unter schwerer Arbeit. Ein Graf von Liskau pflügte und besäete sein Feld. Die Schwielen in meinen Händen hielten Nahrungssorgen fern. Ich hatte sogar Glück, denn meine Farm gedieh und meine zerrüttete Gesundheit ward durch die Arbeit gekräftigt. Bald auch hielten mich meine Nachbarn für den besten Schützen. Wilhelmine schenkte mir noch zwei Kinder, aber sie starben im zarten Alter. Aus der Heimat kam kein Brief an. Daß Winterberg uns vernachlässigte, glaubte ich nicht, wohl aber, daß er durch seine Freundschaft für mich in's Unglück gestürzt sei. Wilhelmine war selbst der Meinung, wir würden den alten Getreuen, der durch Familienbande nicht an die Heimat gefesselt sei, bald bei uns sehen. Der einzige trübe Schatten, der sich vor die Sonne unseres Glücks stellte, war die Erinnerung an das zurück-

gelassene Kind. Ach, die arme Mutter weinte oft im Stillen; ich überraschte sie im Garten oder im stillen Stübchen. Ich tröstete damit, daß Gott der Beschützer der Kinder sei und gab die Hoffnung nicht auf, dereinst die alte Heimat wiederzusehen. Dann umarmte mich mein liebes Weib, trocknete die Thränen und ging wieder zur Arbeit. Ach, wir haben recht glückliche Stunden und Tage verlebt!

Aber wie Alles in dieser Welt ein Ende hat, so sollte auch unser Glück ein Ende haben. Trotzdem wir schon Jahre lang in Amerika lebten, so bemächtigte sich meiner Frau doch eine Sehnsucht nach der Heimat, die durch kein Mittel zu bekämpfen war. Ich entschloß mich zur Reise, um nach unserm Kinde zu forschen. Zugleich auch wollte ich erfahren, wie es mit meinem saubern Bruder und mit meinen Feinden stände. Wilhelmine jauchzte auf, als ich ihr diesen Entschluß mittheilte.

Wir waren nicht reich, aber ich besaß doch so viel an Ersparniß, daß ich die Kosten der langen Reise bestreiten konnte. Der Abschied von Wilhelminen fiel mir recht schwer; hätte ich sie nicht unter der Obhut eines treuen Nachbars zurückgelassen, eines Deutschen, ich würde vielleicht geblieben sein. Die Reise ging rasch und glücklich von statten. In Bremen betrat ich den heimatlichen Boden, den ich so lange nicht gesehen. Von dort aus reiste ich nach dem Dorfe, in welchem Winterberg seine kleine Besitzung hatte. Er sei zu Grunde gegangen, berichtete man mir; das Gericht habe sein Gütchen verkauft. Wohin er sich gewendet, konnte mir Niemand sagen. Der Gutsnachfolger meinte, es sei nicht unwahrscheinlich, daß Winterberg, der stets ein abenteuerliches Leben geführt, nach Rußland ausgewandert sei. Ich suchte, wo ich ihn zu finden hoffte . . . mein Mühen blieb vergebens. In dem Dorfe, wo ich zuletzt gewohnt hatte,

forschte ich nach dem Kinde. Ein alter Landmann wußte um die traurige Geschichte; er bezeichnete mir die Frau, der man, als Wilhelmine verhaftet wurde, das Kind übergeben hatte. Ich ging zu ihr und forschte so vorsichtig als möglich, indem ich mich für den Bruder meiner Frau ausgab. Aber das Weib war schlau, es behauptete, ich sei der Vater, jener Falk, den das Gericht suche. Ihr Mann, ein ehemaliger Gensdarm, sagte es mir auf den Kopf zu. Es kam zu Verhandlungen und die Leute, die in schlechten Verhältnissen lebten, forderten zweitausend Thaler dafür, daß sie mir meinen Sohn nachwiesen, dessen Aufenthalt sie entdeckt haben wollten. Sie wußten wohl, daß ich es nicht wagen durfte, Anzeige zu machen. Ein so großes Kapital besaß ich nicht. Woher sollte ich es nehmen? Ich dachte an meinen Jugendfreund, Mathias Krüger. Wohlgemuth reiste ich nach Liskau. Du kennst die Unterredung, die wir gehabt haben. Von Dir empfing

ich das Darlehn, das ich aus Amerika zurückzahlen wollte. Ach, ich konnte Dir damals nicht sagen, zu welchem Zwecke ich dessen bedurfte. Nun eilte ich nach dem Dorfe zurück. Der ehemalige Gensdarm nahm das Geld und sagte lachend: „Das ist für mein Schweigen; verlassen Sie so bald als möglich diese Gegend, Herr Falk, sonst setzt man Sie unter Schloß und Riegel. Von Ihrem Kinde wissen wir nichts; es ist gestohlen und Niemand kennt den Dieb.“ Ich hatte die Betrüger, nicht jene mich zu fürchten. Schäumend vor Grimm ging ich weiter.

„Halt!“ unterbrach Mathias den Grafen.

„Was willst Du, Freund?“

„Wie heißt der ehemalige Gensdarm, der Dich so frech um das Geld betrogen hat?“

„Man nannte ihn Kunz.“

„Ah, so!“

„Kennst Du ihn?“

„Ich glaube.“

„Ist der Schurke noch am Leben?“

„Ja! Mir geht ein Licht auf. Fahre fort.“

„Ach, ich werde gleich am traurigen Ende sein, lieber Freund! In der Residenz wandte ich mich an einen Advokaten, der mir früher manchen Dienst geleistet und manche schöne Summe von mir erhalten hatte. Ich konnte die Rückreise nicht antreten, ohne meiner Wilhelmine Nachricht von ihrem Sohne, von ihrem einzigen Kinde zu bringen. Sollten denn die Mühen und Kosten ganz vergebens gewesen sein? Nachdem ich dem Rechtsanwalte, der mir zuvor Schweigen gelobt, meine Leidensgeschichte erzählt hatte, rief er aus: ‚Das ist ein Betrug, wie ihn die Welt noch nicht gesehen! Sie müssen zu Ihrem väterlichen Erbe kommen und gerechtfertigt werden. Wenn Nichts gegen Sie vorliegt als das, was Sie mir erzählt haben, so übernehme ich Ihre Vertheidigung. Kehren Sie mit Ihrer Frau in die alte Heimat zurück und treten Sie nach meiner Anweisung

als Kläger gegen Ihren Bruder auf, dem das große Vermögen nicht allein gebührt. Ich verbürge mich für einen günstigen Erfolg. Wären Sie ein energischer Mann gewesen oder hätten Sie mich früher um Rath gefragt, Sie würden wahrlich nicht das Opfer dieser vornehmen Schurken geworden sein, die das lächerliche Duell nur zum Rauben benutzt haben. Den Baron Hans von Herzfeld kenne ich, er ist ein Roué vom reinsten Wasser. Ueber Ihren Freund Winterberg werde ich bald in's Klare kommen."

So sprach der Advokat. Du kannst wohl ermessen, wie mir das Herz klopfte bei dieser Aussicht. Wilhelmine für die Leiden zu entschädigen, die sie meinetwegen erduldet, war ein Gedanke, der mich nun nicht mehr verließ. Ich blieb acht Tage bei dem Advokaten, der unter der Hand Forschungen anstellte. Er ward dadurch immer mehr in seiner Ansicht bestärkt.

„Wie heißt der Advokat?"

„Doctor Döring."

„Das ist ein braver, zuverlässiger Mann."

„Kennst Du ihn, Mathias?"

„Sehr genau."

„Ich sicherte ihm Procente von dem Vermögen zu, das er mir verschaffen würde, und damit war er zufrieden. Auf seinen Rath zeigte ich mich Niemandem, sondern reiste ab. Das Wetter begünstigte meine Fahrt über das Meer, aber sie kam dennoch meiner Ungeduld zu langsam vor. Die Eisenbahn brachte mich weiter. Gegen Abend pilgerte ich durch den Wald meiner Farm zu. Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, meine Wilhelmine an das Herz zu drücken. Die Sonne war dem Untergange nahe, als ich auf den freien Platz trat, der mein Eigenthum bildete. Nun mußte ich das Haus erblicken unter grünen Bäumen . . . vielleicht Wilhelminen selbst, die um diese Zeit die Blumen des Gartens zu begießen pflegte. Der Athem stockte

in meiner Brust ... das Haus war verschwunden, die Bäume sahen schwarz aus, dürr ragten ihre Zweige in den Abendhimmel empor. Ein schwarzer Schutthaufen lag an der Stelle, wo sich sonst das freundliche Haus erhoben hatte. Schwankend wie ein Trunkener taumelte ich über den Platz, die Füße wollten mich nicht tragen. Auf den Trümmern brach ich zusammen ... Verzweiflungsvoll sah ich um mich ... Wohnhaus und Stallungen waren ein Raub der Flammen geworden. Ich rief den Namen „Wilhelmine“ ... nur das Echo des Waldes gab mir Antwort. Da trat einer meiner Knechte heran; man hatte ihn als Wache aufgestellt, daß er mich erwarte. Von ihm erfuhr ich, was geschehen.“

„Wo ist meine Frau?“

„Bei dem Nachbar.“

„Gott sei Lob und Dank! Ist sie verletzt?“

„Nein Herr! Der Schreck hatte sie ein wenig krank gemacht, nun ist sie wieder gesund.“

„Wie ist der Brand ausgebrochen?“

„Räuber haben ihn angelegt, um zu plündern. Es war in der Nacht, wir konnten gegen die starke Rotte Nichts ausrichten. Was nicht niet- und nagelfest war, haben die Strolche mitgenommen, auch das schöne Vieh haben sie aus den Ställen getrieben. Es sind in der Zeit Ihrer Abwesenheit mehrere Brandfälle vorgekommen.“

Ich übersah seufzend mein eingeäschertes Gut und eilte zu der Farm des Nachbars, die ich nach einer halben Stunde erreichte. Wilhelmine hatte mich von der Verande aus gesehen; laut rufend, mit ausgebreiteten Armen, eilte sie mir entgegen.

„Ich weiß schon Alles, liebes Weib! Du lebst, Du bist unversehrt, nun grolle ich nicht mit dem Schicksale . . .“

„Wir sind nun arme Leute, Emil!“

„Für den Augenblick.“

„Bringst Du gute Nachricht aus Europa? O erzähle, gleich, auf der Stelle!“

Während wir dem Hause zugingen, erstattete ich kurz Bericht. Wilhelmine sprach sich zwar nicht aus, aber ihre Bewegung verrieth, daß meine Botschaft ihr Freude machte. Als ich ihr später das Ergebniß meiner Forschungen nach dem Sohne mittheilte, schüttelte sie schmerzlich das Haupt. „Wir hätten doch wohl besser gethan,“ meinte sie, „in Europa zu bleiben. Ein tüchtiger Rechtsanwalt würde Dich schon wirksam vertheidigt haben. Jetzt begreife ich ganz, daß wir uns haben einschüchtern lassen; wir hätten einer Untersuchung kühn die Stirn bieten sollen.“ Ich hatte schon längst die Ansicht gewonnen, und darum bereitete ich rasch unsere Rückreise nach Europa vor. Haus, Hof und Vieh hatte ich nicht mehr zu veräußern; die Grundstücke kaufte der Nachbar und der Erlös reichte gerade hin, die Reisekosten zu decken. Der Abschied fiel uns nicht schwer,

obgleich wir neunzehn Jahre die einsame Farm bewohnt hatten. Wir kamen glücklich in Bremen an. Ohne Aufenthalt reisten wir weiter und bald stellte ich mich dem Advokaten vor, der, wie er versicherte, mich sehnlichst erwartet hatte. Zunächst gaben wir uns gegenseitig das Versprechen, meine Rückkehr geheim zu halten. Die nöthigen Proceduren sollten vorsichtig und schlau eingeleitet werden, da wir nicht wußten, mit welchen Waffen unsere Gegner sich vertheidigen würden. Ich verließ mich ganz auf den Rechtsanwalt. Nun aber fehlte es mir an Geld. Ich wandte mich zum zweiten Male an Dich. Du halfst wiederum, mein braver Freund . . . Geduld, Du sollst zufrieden sein.“

Der Graf reichte dem Bauer die Hand.

„Laß das!“ murmelte Mathias. Ich bedauere, daß ich auf Rückzahlung dringen mußte . . . Dein hartherziger Bruder zwang mich dazu.“

„Du wirst bald Eigenthümer dieses Pachthofs

sein!“ rief Graf Emil mit Bestimmtheit. „Frank und frei sollst Du hier schalten, ohne die Launen eines gnädigen Herrn zu fürchten. Es ist dies das Geringste, das Dein dankbarer Freund für Dich thun kann.“

„Weiter! Weiter!“ rief Mathias abwehrend, dem die Thränen in die Augen traten.

„Da ich wieder als Edelmann aufzutreten gedenke, mußte ich zunächst den Ehrenpunkt ordnen. Ich ging zu dem Baron.“

„Ehrenpunkt! Ehrenpunkt! Kann die Ehre durch eine Prügelei hergestellt werden? Ich nenne das eine Prügelei, was Ihr mit dem wohlklingenden Namen „Duell“ bezeichnet. Du solltest doch nun wohl davon abgekommen sein. Wenn betrunkene Leute sich mit Messern, Pistolen oder Säbeln prügeln, so mag das vorkommen . . . aber nüchterne, verständige Männer!“

„Urtheile nicht vorschnell, alter Freund!“

„Ich habe meinen gesunden Menschenverstand und dieser sagt mir . . .“

„Du hast meinen Vater gekannt?“

„Ja!“

„Dann wirst Du Dich über die Testamentsbestimmung nicht wundern; diese sagt: Erbe meines Namens und meiner Güter kann nur der meiner Söhne sein, der als echter Cavalier gelebt und seine Ehre, wenn sie angegriffen wird, selbst mit den Waffen vertheidigt. Dieser Bestimmung genüge ich zunächst. Ich bin ein anderer Mann geworden, es fließt frisches Blut in meinen Adern . . . Die Arbeit auf dem Felde hat meine Sehnen gekräftigt und alle meine Sinne gestärkt. Außerdem will ich den Herrn Baron züchtigen, wie er es um mich verdient hat. Dann stelle ich mich meinem Bruder vor.“ —

Es war spät geworden. Mathias Krüger führte seinen Gast in ein Kämmerchen, wünschte ihm gute Nacht und ging.

„Seltsam! Seltsam!“ murmelte er, als er in das Wohnzimmer zurückkam. „Gebe Gott, daß sich Alles bestätige, was ich jetzt vermuthe . . . Ach, es geht doch wunderlich her in der Welt! Wer trägt die Schuld an den meisten Unglücksfällen? Die Menschen selbst. Einer plagt den Andern des leidigen Vorurtheils wegen.“

Der Landmann sah noch eine Zeit lang aus dem Fenster. Vor dem Pachthofe war es ruhig. In einiger Entfernung ging der Wächter vorüber. Mathias rief ihn an.

„Ihr seid noch wach, Krüger?“

„Mein Hund im Hofe schlug an.“

„Hat nichts zu sagen. Die Luft ist ganz rein. Im Felde wird mehr gestohlen als im Dorfe.“

„Glaube es wohl. Habt Ihr keinen verdächtigen Menschen schleichen gesehen?“

„Nein! Ich komme schon zum dritten Male

hier vorüber. Werde übrigens aufpassen. Legt Euch ruhig nieder. Gute Nacht!"

Der Wächter ging weiter. Mathias, der den Wasservoigt fürchtete, zog sich beruhigt zurück.

„Kunz, der Schurke, hat nicht gelauscht!" murmelte er. „Das ist mir lieb. Muß die ganze Geschichte auch einmal an den Tag kommen, so mag ich sie doch vor der Zeit nicht ausplaudern. Armer Emil, ich habe Dir einen wichtigen Dienst geleistet, ohne daß ich es gewußt und gewollt habe. Und ich . . . was habe ich erfahren? Nein, das grenzt an's Wunderbare!"

Er hielt sich mit beiden Händen den Kopf.

„Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich!" murmelte er im Selbstgespräche. „Hier hat die Hand Gottes gewaltet, hier hat sie einen Streich zu nichte gemacht, den schlechte Menschen schlau ersonnen. Warte, Kunz, jetzt halte ich dich fest! Du wirst mich wohl bald wieder heimsuchen, alter Sünder!"

Mathias entblößte sein Haupt, faltete fromm die Hände und betete. Dann ging er in die Kammer, wo seine treue Lebensgefährtin im festen Schlafe lag, und begab sich zur Ruhe. Wie immer, so war der Pachter am nächsten Morgen zuerst wach; er weckte Knechte und Mägde und verschloß die Thüren. Dann hatte er eine lange Unterredung mit Frau Christiane, die mehr als einmal die Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

„Nicht wahr, Frau,“ fragte der Landmann, „das hat Gott gethan?“

„Ja, wahrlich, das hat Gott gethan!“ antwortete bewegt das Mütterchen. „Jede gute That belohnt sich von selbst, wenn es auch ein wenig lange dauert. Wir haben viel erduldet und manche schlaflose Nacht gehabt . . .“

„Jetzt werden wir ruhig schlafen und ohne Sorgen wachen! Bereite ein gutes Frühstück, Du weißt nun, wer unser Gast ist.“

Es war Sonntag. Als die Glocken zum

Gottesdienste riefen, trat der Graf in das Wohnzimmer. Der Pachter hatte alle seine Leute zur Kirche geschickt. Karl, der Sohn, saß in dem leichten Kahne und fuhr der Insel zu; er hatte früh schon das väterliche Haus verlassen. Das Ehepaar und der Gast befanden sich allein. Frau Christiane verneigte sich tief vor dem Grafen, der ihr gerührt die Hand reichte.

„Meine Frau muß darum wissen!" sagte der Pachter. „Es wäre Thorheit sie auszuschließen. Und darum habe ich ihr Alles erzählt."

„Ich werde schweigen wie das Grab!" versicherte das Mütterchen.

„Eure Treue, Ihr guten Leute, zieht Euch Verdrießlichkeiten, vielleicht auch Verfolgungen zu," sagte der Graf; „aber harret nur aus, wir kommen sicher an ein gedeihliches Ziel. Und dann zeigt sich der neue Gutsherr dankbar, wie es seine Pflicht ist."

„Wir sind nicht habsüchtig," entgegnete Mathias,

„und rechnen nicht auf Gewinn; aber wir handeln als Menschen und Christen.“

Beim Frühstück bediente die Hausfrau den Gast.

„Wir werden bald in dem Schlosse speisen,“ meinte Emil.

„Das wünsche ich Dir.“

„Und dann wird Wilhelmine Euch bedienen.“

„Ach Gott,“ rief Christiane, „so hoch will ich gar nicht hinaus. Wenn es nur möglich ist, daß unser Sohn ausstudieren kann, wie er wünscht, dann bin ich schon zufrieden.“

„Deinen Sohn, Mathias . . . ich habe ihn noch nicht gesehen.“

„Das ist mir ein eigener Bursche, Freund!“ sagte der Alte mit großer Genugthuung. „Vom frühen Morgen an ist er im Freien, um ungestört aus seinen Büchern zu lernen. Meinetwegen, wenn er nur was Rechtes lernt.“

„Dafür werde ich sorgen!“ rief der Graf.

„Sobald ich im Besitze meines Vermögens bin, nehme ich ihn als Sohn an. Ihm soll es auf der Universität an Nichts fehlen. Doch nun muß ich fort."

„Wohin?"

„Zu meiner Frau, die in der Stadt wohnt."

„Ich begleite Dich eine Strecke."

Mathias stand bald in Rock und Hut da. Der Graf nahm von der Hausfrau Abschied und folgte dem Freunde durch den Garten in das Feld. Beide verfolgten schweigend einen Fußpfad, der sich bald durch ein Aehrenmeer, bald durch saftige Wiesen wand. Nach einer halben Stunde standen sie auf einer Anhöhe. Eine prachtvolle Fernsicht über das Thal bot sich dar.

„Mathias," rief der Graf, „hier sind wir als Knaben oft gewesen!"

„Ich weiß es wohl. Du zeichnetest das Dorf mit Schloß und See."

„Ach, die schöne Jugendzeit!"

Emil stützte sich auf seinen Stock und sah auf

die Landschaft hinab, die im herrlichsten Sonnenschein prangte. Der See blinkte wie eine Stahlplatte. Deutlich ließ sich das stolze Schloß unterscheiden, das hoch aus dem grünen Gebüsche emporragte. Man sah auch die gelben Schlangenwege des weitläufigen Parks. Links zeigten sich die Häuser des Dorfs, das Kirchlein und der Thurm. Der Hintergrund des ganzen Bildes bestand aus einem Walde, der eine sanft sich erhebende Hügelreihe bedeckte.

„Dies Alles ist mein Eigenthum!“ rief Emil hingerissen. „Und ich darf es nicht besitzen! Ach, die Menschen sind schlecht mit mir umgegangen.“

„Der eigene Bruder dazu!“ murmelte Mathias.

„Lebe wohl, Freund; ich kann den Anblick nicht ertragen!“

„Warte noch, Emil!“

„Was willst Du, Mathias?“

„Hier ist noch eine Kleinigkeit an Geld . . .“

„Nein, nein!“

„Ich kann es bis zum Herbste entbehren."

„Mein Advokat leistet mir kleine Vorschüsse; diese genügen, da wir eingeschränkt leben. Du hast genug gethan, Mathias! Schweige, beobachte und erstatte Bericht, wenn wir uns wiedersehen."

Er umarmte den Landmann und ging den Weg nach der Stadt weiter.

„Dem armen Teufel haben sie schlecht mitgespielt!" dachte Krüger, indem er den Rückweg in das Thal antrat. Jetzt ist er ein anderer Mann geworden . . . er wird mit Hülfe des Advokaten seine Feinde schon richtig angreifen. Ich werde ihn ehrlich unterstützen, ich kann es! Und jener Graf Felix, der sein Vermögen gestohlen hat, dieser Schurke, er behandelt mich, als ob ich ein Hund wäre! Ich gedenke es dir, edler Herr! An den Bettelstab hast du mich bringen wollen. Wahrlich, heute zöge ich mit Weib und Kind durch das Land, wenn ich dem gnädigen Herrn nicht eine gefürchtete Person geworden wäre."

IX.

Mathias Krüger schlug einen Pfad ein, der ihn bald an das Ufer des See's führte. Gedankenvoll verfolgte er den von Ulmen beschatteten Weg.

„Guten Morgen, Krüger!“ rief eine rauhe Stimme.

In demselben Augenblicke trat aus dem Ufergebüsche der Wasservoigt. Das Begegnen dieses Mannes war dem Pachter unangenehm. Er dankte kurz und wollte weiter gehen.

„Warte doch, Krüger!“

„Habe nicht Zeit . . .“

„Heute ist's Sonntag, daheim ruhen die Geschäfte. Und ich habe Euch was zu sagen.“

„Ein ander Mal, Kunz; heute muß ich fort."

„Für den Fremden, den Ihr auf dem Berge verlassen, hattet Ihr Zeit . . . Geht denn, ich komme Morgen zu Euch auf den Pachthof."

Mathias blieb stehen.

„Das ist nun eben nicht nöthig. Ich will Euch den Weg ersparen, faßt Euch kurz."

Kunz warf seine Büchse auf die Schulter und ging neben dem Pachter her, nachdem er seinem großen Wasserhunde gepfiffen hatte, der durchnäßt aus dem See kam.

„Was wollt Ihr, Kunz?"

„Ich brauche Geld."

„Ich auch!" fügte Krüger hinzu.

„Und Ihr müßt mir helfen."

„Ich?"

„Sträubt Euch nur nicht; zehn Thaler sind für Euch Kleinigkeit."

„Kann Euch nicht zehn Groschen geben."

„Oho!"

„Und wenn ich es könnte, würde ich es diesmal nicht thun. Die Schröpferei muß ein Ende haben.“

„Seht doch!“ rief Kunz höhnend.

„Wendet Euch an den Grafen, Euern Herrn, der hat das Geld zu Tausenden in seinem Kasten liegen.“

Der Wasservoigt zog eine große Rauchwolke aus seiner Pfeife, die er gemächlich in die heitere Morgenluft blies.

„Hm! Hm!“ murmelte er dann im tiefsten Basse. „Habe mich recht auf Euch verlassen.“

„Das ist unklug und unrecht. Das Kapital, das ich Euch schuldete, habe ich längst abgetragen; Ihr habt sogar schon viel mehr bekommen als ausbedungen.“

„Krüger, ich war ein Narr, daß ich von Anfang an nicht mehr forderte!“ rief lachend der bärtige Mann. „Wäre ich damals so klug gewesen als heute . . .“

Der Landmann blieb stehen und fragte keck: „Nun, was hättet Ihr dann gethan?"

„Ich hätte das Vierfache der Summe gefordert."

„Und ich würde sie Euch nicht gegeben haben!" antwortete Krüger bestimmt. „Ich habe als ehrlicher Mann mein Wort gehalten, und wenn Ihr nicht ein elender Kerl seid, so haltet Ihr auch das Eure. Geld will ich nicht mehr zahlen, auch wenn ich könnte."

Krüger ging weiter. Der Wasservoigt blieb ihm zur Seite.

„Oho," rief er, „da ist was vorgegangen!"

„Es ist Alles wie es war."

„Aber es kann noch anders werden, Herr Pachter!"

„Meinetwegen!"

„Der Falk hat sich wieder sehen lassen."

„Damit habt Ihr mir schon dreimal gedroht."

„Nun aber werde ich ihn anreden und zu Euch bringen.“

„Thut das!“

„Und nicht wahr, dann ändert sich die Sache.“

„Nicht im Geringsten!“ antwortete ruhig der Pachter.“

„Oho!“

„Mir liegt sogar daran, daß die Sache aufgeklärt werde.“

„Das ist Euer Ernst nicht, Krüger!“

„Verlaßt Euch auf mein Wort.“

„Dann erfährt die Welt, was Ihr gekauft habt.“

„Sie erfährt auch, daß der Wasservoigt Kunz ein Dieb ist!“

Kunz schlug an seinen Hirschfänger.

„Krüger!“ rief er drohend.

„Kunz?“

„Ihr geht zu weit!“

„Und Ihr treibt mich dazu.“

„Ich verlange nur eine Kleinigkeit.“

„Laßt mich in Ruhe und paßt auf Euern Posten.“

„Gut, die Sache soll abgemacht sein.“

„Das ist das Beste. Wollt Ihr schwatzen, so schwatzt.“

„Aber ich komme nun auf einen andern Punkt, der Euch sehr interessant sein wird.“

„Ihr macht mich neugierig.“

„Diesen Morgen mache ich in meinem Kahne die Runde, obgleich es Sonntag ist. Ihr seht, daß ich auf meinen Posten passe. Ein gewisser Verdacht, den ich schon seit einiger Zeit gefaßt, bringt mich nach der Insel, die außer den Mitgliedern der gräflichen Familie kein Mensch betreten soll. Das wißt Ihr doch?“

„Da habt Ihr meinen Sohn gesehen und wollt ihn nun anzeigen!“ rief der Pachter. „Thut das, wenn Ihr es nicht lassen könnt. Ich bezahle

die Strafe und die Sache ist abgemacht. Einschüchtern werdet Ihr mich nicht.“

Kunz lachte höhnend in den Bart.

„Laßt mich nur ausreden, ich bin noch lange nicht fertig. Ich fahre also langsam und leise an die Insel und sehe einen Kahn. Ah, denke ich, wo ein Kahn ist, muß auch ein Mensch sein. Wie eine Schlange winde ich mich durch die Büsche . . . da sehe ich zwei Menschen auf der Steinbank . . . einen jungen Mann und ein junges Mädchen. Das Mädchen war schneeweiß gekleidet. Hollah, das war Wasser auf meine Mühle! Ich strecke mich lang auf den Boden und mache die kostbare Entdeckung, daß ein Liebespärchen auf der Insel Zusammenkünfte hält. Alle Wetter, war das eine Zärtlichkeit! Und geweint haben sie auch. Sie sprach von Liebe, er sprach von ewiger Treue. Sie verlangte Schutz gegen einen aufgedrungenen Bräutigam, den sie wie die Sünde haßte, und er schwor, daß er

diesen Bräutigam niederschießen wollte, wenn er die Hand nach der Geliebten ausstreckte. Nun kam das Weinen. Er drückte sie, sie drückte ihn an sich. „Karl, ich liebe Dich!“ „Mathilde, ich bete Dich an!“ Diese Versicherungen habe ich wenigstens zehnmal gehört. Auch war von heimlicher Flucht die Rede, wenn es bis zum Aeußersten kommen sollte. Ihr könnt mir glauben, Krüger, daß ich meinen Ohren und meinen Augen nicht trauete. Ich schnitt eben ein solches Schaafsgesicht wie Ihr jetzt . . . aber die Geschichte passirte wirklich. Nun kam es zum Scheiden. Bei meiner armen Seele, ich hatte Mitleiden mit den hübschen Kindern. Mathilde konnte sich gar nicht losreißen und Karl wollte gar nicht von der Stelle. Man hätte denken sollen, Jedes von ihnen müsse in den Tod gehen. Endlich kam es doch zum Scheiden. Mathilde fuhr in ihrer grünen Gondel nach dem Schlosse und Karl fuhr in seinem Kahne nach dem Pachthofe. Nicht

wahr, das ist eine interessante Geschichte? Was meint Ihr nun wohl, Krüger, wenn ich jetzt in das Schloß gehe und sage: „Herr Graf, lassen Sie Fräulein Tochter nicht mehr allein nach der Insel fahren, sie trifft dort einen Bauerssohn, der ihr den Kopf verdreht hat und sie nächstens entführen will. Und dieser Kerl ist nicht einmal der rechte Sohn des alten Krüger, er ist der Sohn eines Gauners, der sich durch die Flucht der Verhaftung entzogen und sein Kind zurückgelassen hat!“ Nun, Vater Krüger, was meint Ihr?“

Der Pachter war stehen geblieben.

„Kunz,“ sagte er ruhig, „ich will glauben, daß Ihr mir die Wahrheit erzählt habt, obgleich ich nicht viel Vertrauen in Euere Redlichkeit setze . . . Warum soll sich eine Gräfin nicht in einen hübschen Studenten verlieben? Wir Alle sind Menschen und der Geschmack ist sehr verschieden.“

Der Wasservoigt, der eine ganz andere Wirkung von seiner Mittheilung erwartet hatte, rief erstaunt:

„Krüger, seid Ihr denn so hochmüthig geworden, daß Ihr Euerm verwegenen Sohne das Wort redet?“

„Warum nicht?“

„Das ist Tollheit!“

„Meinetwegen.“

„Ihr solltet dem Jungen den Kopf zurechtsetzen . . .“

„Im Gegentheil. Wenn die junge Gräfin ihn heirathen will, so gebe ich gern meine Einwilligung. Fräulein Mathilde ist schön und reich, sie gefällt mir . . .“

„Das glaube ich wohl.“

„Eine bessere Parthie kann ein armer Student nicht machen. Ich wäre ja ein dummer Teufel, wollte ich meinem Sohne das Glück vor der Nase wegschneiden . . .“

Kunz konnte sich kaum fassen.

„Aber der Graf und die Gräfin . . . denkt Ihr denn, daß sie ohne Weiteres „Ja" sagen?"

Der Pachter antwortete trocken:

„Ich denke, wenn ich ein vernünftiges Wort mit den Leuten rede."

Der Wasservoigt legte seine breite Hand auf die Achseln des Landmanns, indem er mitleidig sagte:

„Alter, Ihr seid toll geworden! Der Graf, ein strenger Mann, wird dem leichtsinnigen Studenten, der ihm die hochgräfliche Tochter verführen will, Fünfzig aufzählen lassen . . ."

„O," rief Krüger stolz, „dabei muß auch ich sein!"

„Das werdet Ihr auch! Der Student kriegt seine Hiebe vor Euern Augen. Vergeßt nicht, daß der Graf das Recht hat, Prügelstrafe zu dictiren . . . sie ist kürzlich erst wieder eingeführt. Da der Frevel in meinem Gebiete verübt wor-

den, werde ich den vorgeschriebenen Haselstock schwingen müssen. Das, Alter, ist das Ende vom Liede. Und nun überlegt nicht lange, was Ihr thun wollt. Gebt zehn Thaler, und ich drücke beide Augen zu, habe weder die Mathilde noch den Karl gesehen. Der Mensch sucht sich zu nähren und mein Gehalt ist gering. Wenn nicht von Zeit zu Zeit eine Denunciation oder Pfändung vorkäme, müßte ich mit meinem Weibe Noth leiden."

Krüger ging gedankenvoll weiter.

„Die Fünfzig haben guten Eindruck gemacht!" dachte Kunz, der ihm folgte. „Der zähe Pachter wird sich wohl bequemen, den Geldschrank aufzuschließen."

Nach einer Pause sagte Krüger:

„Wollt Ihr wirklich Anzeige machen, Kunz?"

„So wahr ich neben Euch gehe!" versicherte der Voigt.

„Fürchtet Ihr mich denn gar nicht?"

„Furcht kenne ich nicht, das wißt Ihr so gut wie das ganze Dorf. Und wollt Ihr die Geschichte zur Sprache bringen, mit der Ihr mir immer droht, so gebe ich Euch zu bedenken, daß der Hehler eben so strafbar ist als der Dieb. Ich würde meine Waare behalten haben, wenn sie keinen Käufer gefunden hätte. Nehmt nur Euere fünf Sinne zusammen, die Sache ist nicht schwer zu begreifen. Außerdem müßte auch mein Bruder herbeigezogen werden, der vor einem Vierteljahre das Land verlassen hat. Der Mensch hat Geld ... Gott weiß, woher er es genommen ... ich bin arm."

„Euer Bruder, Kunz, ist ein Betrüger."

„Kümmert's mich, kann ich dafür?"

„Nun hört mein letztes Wort: Es liegt mir daran, daß die Geschichte vor der Hand noch Geheimniß bleibe ... Der Graf braucht um die Liebelei seiner Tochter nicht zu wissen, denn mein

Sohn reist bald zur Universität ab. Hier sind fünf Thaler!"

Matthias zog seinen Lederbeutel und gab dem Wasservoigt fünf blanke Silbermünzen.

Dann fuhr er fort:

„Spielt Ihr nun trotz des Judaslohns den Verräther, so klage ich Euern Bruder, der schon zu finden sein wird, und Euch der spitzbübischen Gelderpressung an. Ihr sollt aber auch wissen, wessen sich der saubere Bruder schuldig gemacht. Falk verlangt von ihm sein Kind; Euer Bruder fordert dafür zweitausend Thaler, die er erhält . . . .Da sagt der Patron, er wolle den unglücklichen Vater anzeigen, wenn er nicht das Weite suche. Der arme Mann geht ohne sein Kind."

„Der Schurke!" murmelte Kunz erstaunt Also daher kommt sein Vermögen. Er hätte mit mir theilen müssen, wenn er mit mir Rücksprache genommen" . . .

„So steht die Partie, Alter! Nun geht und

belästigt mich nicht mehr. Wenn ich Euch brauche, so lasse ich Euch rufen. Und legt Ihr meinem Sohne irgend etwas in den Weg, so lange er noch hier ist, oder sagt Ihr ihm, daß ich nicht ein rechter Vater bin, dann bekommt Ihr es mit mir zu thun. Um die Heirathsgeschichte kümmert Euch nicht, die geht mich und den Grafen an!“

Der Pachter wandte dem Voigt den Rücken und ging in das Feld.

„Die Hälfte von dem, was ich forderte!“ murmelte Kunz. Gleichviel, es wird wohl das Beste sein, daß ich schweige. Die Drohung war ja auch nicht im Ernste gemeint ... Soll ich mir die Quelle verstopfen, aus der dann und wann etwas Silber fließt? Mein Bruder ist klüger gewesen ...“

Er deutete mit der Hand nach dem Pachter, der durch die Furchen der Kornfelder schritt:

„Der wird nicht sprechen, dafür bin ich sicher.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Wetter, da kommt mir ein Gedanke! Ich kann mehr verdienen als mein Bruder! Karl Krüger und die Gräfin Mathilde von Liskau... ich wollte, sie wären schon ein Paar! Dann ist mein Geheimniß Tausende werth!"

Er ging erregt dem Dorfe zu und suchte das Wirthshaus auf.

X.

Gegen Mittag erreichte Matthias Krüger seinen Pachthof. Die Unterredung mit dem Wasservoigte, die ihn unter andern Verhältnissen niedergedrückt haben würde, schien keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Ruhig betrat er das Zimmer, hing Rock und Hut an das braune Uhrgehäuse, zündete eine Pfeife an und begann zu rauchen. So traf ihn die Gattin, die ihre Verwunderungen über den Grafen aussprach; sie hatte sich ein ganz anderes Bild von dem Manne gemacht, dessen braven Charakter Mathias Krüger früher oft geschildert. Später war von ihm die Rede nicht mehr gewesen.

„Gefällt er Dir nicht?“ fragte der Gatte.

„Er scheint gutmüthig zu sein und ehrlich.“

„Darum habe ich ihm auch mein Geld geliehen. Nun, Frau, weißt Du, woher unsere Verlegenheit kommt.“

Frau Christiane stand wie Lot's Salzsäule.

„Staune nur, Alte, es gehen seltsame Dinge in der Welt vor!“ rief der Pachter, ruhig seine Pfeife schmauchend. Es wird sich bald noch mehr ereignen, daß die Bauern die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. O, noch ist lange nicht aller Tage Abend! Verzage nicht, Frau, es wird Alles gut werden.“

Christiane trat dem Gatten näher und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Mathias, ich muß es Dir sagen ...“

„Was? Rücke heraus mit der Sprache.“

„Vorhin ging der Wasservoigt an unserm Hofe vorüber ...“

„Laß ihn gehen!“

„Er grüßte so höhnisch ...“

„Laß ihn grüßen.“

„Daß ich fürchte, er führt wieder etwas im Schilde.“

„Fürchte Nichts, liebes Weib! Der Kerl wird sobald unsere Schwelle nicht betreten.“

„Denke Dir das Elend, wenn jetzt unser Geheimniß bekannt würde! Karl ist ein so prächtiger Junge geworden, so gelehrt und gebildet.... auch ist er stolz... Der Kunz ist schlecht genug ihm zu sagen, was er nicht zu wissen braucht.“

„O,“ rief der Pachter, „Kunz wird Nichts sagen! Dafür ist gesorgt! Nehmen wir aber den Fall an, der schlechte Mensch plauderte... glaubst Du, daß Karl aufhören wird, Dich als Mutter zu lieben? Nein, der Junge ist zu brav, er weiß, was wir für ihn gethan haben und wird uns nicht mit Undankbarkeit lohnen. Wer sorgt für ihn, wenn wir unsere Hand von ihm abziehen? Wer hat ihn zu dem gemacht, was er heute ist?“

„Das meine ich eigentlich nicht, lieber Mann.“

„Na, was meinst Du denn, liebe Frau?“ fragte liebreich der Alte.

„Mir ist, als ob Karl schon eine Ahnung hätte... sein Kopfhängen gefällt mir nicht; er geht zu viel mit sich selbst um. Sonst besuchte er den Pfarrer... wie lange ist er nun schon nicht bei seinem alten Lehrer gewesen! Ich lasse es mir nicht nehmen, dem Jungen liegt etwas auf dem Herzen... Mein Gott, wenn er erführe ... sein Stolz ist gar zu groß! Ich leiste gern darauf Verzicht, ihm als rechte Mutter zu gelten; aber es ist doch gar zu traurig... denke doch nur, wer der Falk gewesen ist! Ich kann den Jammer nicht mit ansehen!“

Das Mütterchen begann zu weinen. Auch den Pachter beschlich ein der Rührung ähnliches Gefühl.

„Du hast wohl Recht, Frau!“ murmelte er. „Es ist eben nicht angenehm, zu wissen, daß der Vater ein Verbrecher gewesen... aber die Ge-

schichte ist längst vergessen. Kommt sie indeß dennoch zur Sprache, so sorge ich dafür, daß Karl der Sohn eines Vaters wird, auf den er stolz sein kann. Denke nicht mehr an den Namen ‚Falk‘, er kümmert uns nicht. Du sollst Deine Freude erleben, Christiane, und nun laß den Kopf nicht hängen. Ich bin der Mann, der schon mit den Leuten fertig wird.“

„Wie sprichst Du denn, Mathias?“

„Sehr verständig. Laß mich nur gewähren, ich bringe mit Hülfe meines Freundes, des Grafen, Alles in Ordnung. Mehr kann ich Dir jetzt nicht sagen, weil ich selbst nicht mehr weiß. Unserm Karl werde ich den Kopf schon zurechtsetzen, wenn er ihn verlieren sollte. Mag er seinen Stolz behalten, es ist gut, recht gut! Ich selbst will hoch mit ihm hinaus, darum habe ich ihn in die Stadt auf die Schule gebracht. Ein Bauer, der von dem gnädigen Herrn abhängig ist, soll er nicht werden. Da kommt er über den

Hof . . . sei ruhig Alte; er braucht nicht zu merken, daß wir von ihm gesprochen haben."

Mathias streichelte seiner Lebensgefährtin die Wangen. Frau Christiane verließ rasch das Stübchen, denn sie konnte ihre nassen Augen nicht sogleich trocknen.

„Verwickelte Geschichte!" murmelte der Pachter. „Wäre ich selbst im Klaren, ich würde meiner Alten reinen Wein einschenken. Es geht mir auch an das Herz, daß ich meinen Jungen einem Andern abtreten soll. Aber es ist zu seinem Besten und darum mag es geschehen!"

Karl trat ein.

„Guten Tag, Vater!"

„Danke, mein Sohn!"

Beide reichten sich die Hände.

„Wie Du glühst, Karl, wie aufgeregt Du bist!"

„Vom raschen Gehen, Vater; ich habe den Pfarrer besucht . . ."

„Recht so! Bist Du den ganzen Morgen bei ihm gewesen?“

„Nein. Zuvor habe ich eine Spazierfahrt auf dem See gemacht.“

„Hast Du den Wasservoigt gesehen?“

„Vor einigen Tagen; heute nicht.“

„Brauchst Dich nicht vor ihm zu fürchten; fahre auf dem See wie es Dir beliebt. Der Alte wird Dich nicht behindern. Ich habe diesen Morgen ein Wort der Verständigung mit ihm gesprochen ... die Plackereien müssen aufhören. Aber hüte Dich vor dem Grafen, der nächstens eine Wasserjagd abhalten will. Du verstehst mich, Karl?“

Der junge Mann ward feuerroth; er wußte die Verstellungskunst nicht so zu üben, daß er Andere täuschen konnte. Um sich zu beschäftigen, hing er seine Mütze an einen Nagel in der Wand. — Der Herr Graf wird mich nicht gleich

niederschießen, meinte er lachend; er läßt wohl mit sich reden!"

„Die Sache ist richtig!" dachte der Pachter. „Kunz hat also nicht gelogen. Ein verwegener Bursche, er wagt sich an die hochgeborene Gräfin, dieser Bauerjunge!"

Mit Stolz und Freude betrachtete er den jungen Mann, der ein Zeitungsblatt nahm und zu lesen begann. In diesem Augenblicke ließ sich das Geräusch eines rollenden Wagens vernehmen, der gleich darauf vor dem Pachthofe hielt. Krüger trat rasch an das Fenster.

„Blitz," rief er, wir bekommen vornehmen Besuch."

„Wer ist da?"

„Der gnädige Herr Graf von Liskau."

Karl sprang auf.

„Es ist nicht möglich, Vater!"

„Du bist ja kreideweiß geworden, mein Sohn!

Fürchtest Du Dich, dem Grafen unter die Augen zu treten?"

„Nein; aber ich fürchte für Dich, Vater... Du bist mit dem Pacht im Rückstande..."

„Werde auch zahlen nach der Ernte! Bleibe getrost; wenn Du den Herrn Grafen begrüßt hast, magst Du mich mit ihm allein lassen. Der Mutter sage Bescheid, daß sie uns nicht störe."

„Vater, der Graf ist nie bei uns gewesen..."

„Weiß es wohl."

„Sein Besuch muß einen besonders wichtigen Grund haben."

„Den hat er. Mensch, wie Du zitterst. Hast Du denn ein böses Gewissen?"

„Vater!"

„Oder fehlt es Dir an Muth, mit einem Grafen zu sprechen? Er ist ein Mensch wie jeder Andere!"

Es ward an die Thür geklopft.

„Herein!“ rief Mathias mit starker Stimme, als ob er den Besuch eines Nachbars erwartete.

Der Graf schritt über die Schwelle des Stübchens; er mußte sich bücken in der niedern Thür, um mit dem Kopfe nicht anzustoßen. Da stand er, der hohe stattliche Mann, seinen Hut in der Hand haltend., Mathias entblößte sein Haupt und verneigte sich.

„Gnädiger Herr, Sie kommen zu mir!“ rief er erstaunt.

„Um Euch zu zeigen, braver Krüger, daß ich Euch schätze.“

„Viel Ehre, große Ehre für mich! Bin ja nur der Pachter des gnädigen Herrn Grafen.“

Der Landmann schob einen Stuhl heran, säuberte ihn mit der Mütze und lud den hohen Gast zum Sitzen ein. Der Graf nahm Platz.

„Euer Sohn, Krüger?“ fragte er, auf den jungen Mann deutend, der schüchtern am Fenster stand.

„Mein Sohn Karl, mein einziges Kind.“

Und Karl grüßte durch eine Verbeugung den Vater seiner Geliebten.

„Student?“

„Soll es erst werden, gnädiger Herr. Sobald ich meine Schulden bezahlt habe, geht Karl auf die Universität... Das kostet bekanntlich viel Geld.“

Wir sprechen später darüber, Krüger; die Studien Eures Sohnes sollen durch mißliche Verhältnisse nicht unterbrochen werden. Ich biete gern die Hand zur Erreichung guter und nützlicher Zwecke. Nun möchte ich wohl ein Viertelstündchen mit Euch allein sein.“

Der Sohn verneigte sich und ging.

„Wir sind allein, Herr Graf!“ sagte der Vater. „Sprechen Sie sich aus, es stört uns keine Seele.“

In Krüger's Benehmen lag eine Festigkeit, die dem gnädigen Herrn imponirte. Ein stiller

Beobachter würde bemerkt haben, daß es dem Grafen sehr schwer fiel, freundlich und herablassend zu erscheinen. Hinter seinem Lächeln verbarg sich ein bittrer Groll. Krüger benahm sich höflich, aber nicht mit der Unterwürfigkeit, die Leute seines Standes gewöhnlich zu zeigen pflegen. Es war ihm unmöglich, vor dem Manne zu kriechen, den er als einen Verbrecher an dem leiblichen Bruder kannte.

„Habt Ihr meinen angeblichen Bruder wieder gesprochen, Krüger?“

„Ich will nicht lügen, gnädiger Herr; ja, ich habe den Grafen Emil gesprochen.“

„Wann?“

„Gestern. Auf demselben Stuhle, auf dem Sie sitzen, hat er gesessen.“

„Kann ich den Mann nicht sehen?“

Krüger zuckte mit den Achseln.

„Warum stellt er sich mir nicht vor?“ fuhr der Graf fort.

„Er mag wohl seine Gründe dazu haben, die ich nicht kenne.“

„Ich will Euch die Gründe sagen, mein Freund: Der Mann ist ein Betrüger. Wäre er zu mir gekommen, so hätte ich ihn entlarvt... Bei Euch ist es ihm gelungen, eine hübsche Summe zu erschwindeln. Mein Bruder Emil ist längst todt, er ist in einem Duelle gefallen, dem auszuweichen seine Ehre nicht erlaubte. Lebte er noch, es wäre ein Unglück für ihn.“

„Ein Unglück?“ fragte Krüger.

„Gewiß!“

„Das begreife ich nicht.“

„Emil hat sich schmählicher Verbrechen schuldig gemacht.“

„So!“ murmelte der Pachter.

„Es lastet sogar ein Mord auf seiner Seele.“

„Das wäre schrecklich.“

„Sein Leichnam ist aufgefunden und von den Gerichten als der meines Bruders erkannt. Die

traurige Geschichte hat längst ausgespielt. Ihr begreift wohl, Krüger, daß uns die neuesten Ereignisse sehr unangenehm sind..."

„Das begreife ich vollkommen, gnädiger Herr!"

„Ich würde sofort dem Kriminalgerichte Anzeige machen, wenn ich das Aufsehen nicht vermeiden wollte."

„Richtig, das Aufsehen muß vermieden werden."

„Dazu sollt Ihr mir helfen, Krüger!"

„Ich, Herr Graf? Wie kann das geschehen?"

„Fasset zunächst den eigenen Vortheil in's Auge. Ihr seid um Euer Geld betrogen, wenn ich die in Euren Händen befindlichen Schuldscheine nicht anerkenne."

„Das wäre ein harter Schlag für mich."

„Noch mehr: Die neidischen Nachbarn würden Euch auslachen, wenn sie von Eurer Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit hörten."

„Das werden sie!" rief Krüger. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu

sorgen. Und ich habe des Schadens gerade genug, um ein zu Grunde gerichteter Mann zu werden."

„Nein, das sollt Ihr nicht! Ich habe es gut mit Euch im Willen. Ihr erhaltet nicht nur das Geld zurück, daß Ihr meinem angeblichen Bruder geliehen, ich schenke Euch auch den Pachthof als freies, unverschuldetes Eigenthum ... nicht eine Abgabe, nicht ein Servitut soll darauf haften bleiben."

Krüger starrte den Grafen an. Diese Aussicht war denn doch zu verlockend, als daß sie ihn für den Augenblick nicht frappiren sollte.

„Der Pachthof soll mein freies Eigenthum sein?"

„Ja. Und drüber stelle ich eine Cessionsurkunde aus, die das Gericht beglaubigen soll. Der Pachthof sammt Aecker, Wiesen und allem Zubehör geht in Euern Besitz über."

Mathias rieb sich die Stirn.

Der Graf triumphirte schon, es ließ sich dies an dem Lächeln erkennen, mit dem er ruhig wartete. Der Pachter trat zu dem Fenster, kam zurück und blieb vor dem Edelmann stehen.

„Gnädiger Herr, fragte er, was habe ich dagegen zu thun?"

„Wenig, Nichts? Das ist das rechte Wort. Ihr schweigt über Alles, was vorgegangen; Ihr habt meinen angeblichen Bruder nicht gesehen und nicht gesprochen, Ihr wißt nicht, daß dieser Mensch existirt . . . Kommt er zu Euch, so weis't ihn mit der Bemerkung ab, daß er ein Betrüger sei . . . mit einem Worte, Ihr kümmert Euch nicht um ihn. Versprecht Ihr mir das, so seid Ihr binnen vier Wochen der Besitzer des Pachthofs und könnt den Sohn zur Universität schicken. Wir bleiben gute Freunde und Nachbarn."

Krüger zog die Unterlippe über die Oberlippe, kreuzte die Arme und trommelte leise mit der Spitze des rechten Fußes. Es war dies seine

Gewohnheit, wenn er rasch einen Entschluß fassen wollte, oder mit Selbstüberwindung zu kämpfen hatte.

„Sie fordern nichts weiter, Herr Graf?“ fragte er nach einer Pause.

„Nichts!“

„Gut, ich gehe darauf ein! Von mir soll kein Mensch erfahren, daß ein Mann bei mir gewesen, der sich den Titel eines Grafen von Liskau anmaßt. Ich habe Niemanden gesehen oder gesprochen. Was kümmert mich der Fremde? Jeder ist sich selbst der Nächste, und ich habe für Weib und Kind zu sorgen. Wann trete ich in den Besitz des Pachthofes?“

Der Graf erhob sich. Indem er die Hand auf die Achsel des Landmanns legte, sagte er:

„Krüger, ich will Euch einen Beweis meines Vertrauens und Wohlwollens geben: Ihr sollt sofort die Urkunde erhalten, sollt sofort ein freier Grundeigenthümer werden. Ihr seid ein Ehren=

mann, und darum genügt mir Euer Versprechen. Sind wir einig?" fragte er, einen schlauen Blick auf den Landwirth werfend.

„Ich glaube, Herr Graf . . . wenn Sie Nichts mehr zu bestimmen haben . . ."

„Nichts! Nichts! Eure Hand, Krüger!"

„Hier ist sie."

„Und nun findet Euch in den nächsten Tagen bei mir ein, das Document soll bereit liegen. Ihr wißt also um Nichts . . ."

„Bin stumm wie der Fisch im Wasser."

„Gehabt Euch wohl . . . wir sehen uns bald wieder."

„Danke, gnädiger Herr!"

Krüger, die Mütze in der Hand haltend, begleitete den gnädigen Herrn bis an den Wagen; er half ihm sogar einsteigen. Der Graf nickte noch einmal mit dem Kopfe und fuhr davon. „Ich wußte es," dachte er selbstzufrieden, „daß dieser Krüger nicht ablehnen würde. Man biete

dem Bauer einen solchen Preis, und er ist zu Allem fähig. Constanze hatte Recht: ich selbst mußte die Angelegenheit ordnen, der Baron darf Nichts damit zu schaffen haben, es braucht Niemand seine Mitwirkung zu wissen. Nun, dieser letzte Schlag wird ja wohl abzuwenden sein . . . Emil soll sein Pistolenduell haben."

Der Pachter saß sinnend auf dem Steine vor der Thür; sein Haupt war in Tabaksdampf eingehüllt, denn er schmauchte gewaltig aus seiner langen Pfeife. Dabei lächelte er, als ob er sagen wollte: „Der Graf hält mich für einfältig, und ich bin klüger als er." Frau Christiane, die aus der Thür trat, unterbrach das Sinnen des Gatten mit der Frage: „Bist Du nicht zufrieden, Mathias?" Und Mathias sah auf. „O, Frau, ich bin zufrieden, bin vergnügt Der gnädige Herr ist so gnädig, daß er mir den Pachthof schenken will. Was sagst Du dazu, Frau? Hälst Du es für möglich? Starre mich nur an . . . es ist

die pure Wahrheit. Aber ich weiß noch nicht, ob ich das Geschenk annehmen werde . . . muß mir die Sache doch einmal reiflich überlegen."

Die Pachterin war keines Wortes mächtig; sie setzte sich zitternd neben den Gatten auf die Bank. Nach langer Pause fragte sie: „Mann, Du machst wohl nur einen Spaß oder willst das Gegentheil von dem sagen, was der Graf gewollt hat?"

„O, der Graf hat mir sogar seine Freundschaft angeboten!"

„Und Du?"

„Ich kann nur der Freund eines braven Mannes sein; der Graf ist ein schlechter Kerl, der diesen Pachthof nicht einmal zu verschenken hat. Müßte ich nicht darauf bedacht sein, das Aufsehen zu vermeiden, ich würde diesem Edelmanne schon die Wahrheit gesagt haben. Aber er hat eine Frau und eine Tochter . . . nicht wahr, die junge Gräfin ist ein schönes und gutes

Mädchen, das man nicht muthwillig in's Unglück stürzen muß? Wir haben ja auch einen Sohn, der mit Ehren durch die Welt will."

„Still, da kommt Nachbar Conrad!"

Ein korpulenter Bauer, im blauen Sonntagsrocke, mit Hut und Stock, näherte sich dem Pachthofe.

„Ich kann den Menschen nicht leiden!" murmelte Mathias. „Wenn das Unglück anrückt, lernt man die Leute kennen. Und diesen habe ich kennen gelernt, als ich ein Darlehn von ihm haben wollte, um mich vor Schmach und Schande zu sichern."

„Grüß' Gott, Nachbar!" rief Conrad, dessen feistes und rothes Gesicht zu lächeln versuchte.

„Danke! entgegnete Mathias mürrisch. Dann wandte er sich ab.

Der Nachbar blieb stehen.

„Oho! Warum drehst Du mir den Rücken zu?"

„Gehe Deine Wege; ich mag Nichts mit Dir zu thun haben.“

„Das ist unklug von Dir.“

„Hast mir in Deinem Hochmuthe bittere Dinge gesagt, die ich so leicht nicht vergesse.“

„Weißt wohl nicht mehr, was Du mir gesagt hast, als ich Dir das Geld nicht leihen wollte?“

„Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!“ antwortete Mathias.

„Und doch meine ich es gut mit Dir.“

„Du, Du, Conrad?“

„Darum bleibe ich stehen.“

„Laß doch hören, guter Freund! Wenn Du mir heute das Geld schenken wolltest, ich nähme es nicht von Dir.“

Conrad stützte sich auf seinen Stock und fragte grinsend:

„Es weht wohl jetzt guter Wind?“

„Der Wind ist noch immer derselbe, er hat sich nicht gedreht. Aber Dein Mädchen kriegt

meinen Jungen d'rum nicht . . . die Heiraths-gedanken laß Dir vergehen. Karl wird ein gelehrter Doctor, der sich eine vornehme Dame aussucht."

Conrad's Gesicht entfärbte sich.

„Hochmuth kommt vor dem Fall!" rief er mit bebender Stimme. Dein Junge soll am Ende die junge Gräfin heirathen?"

„Das ist wohl möglich! Ich habe Nichts dagegen. Gräfin Mathilde wird sich ganz gut ausnehmen als Frau Doctorin . . . besser, als Deine Grete, und wenn Du ihr Hunderttausend mitgäbst, die Du aufgeblasener Mensch nicht hast!"

„Ei, seht doch, wie der Aerger aus Dem spricht! Mathias, ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten . . . Wenn Dich der Graf aus dem Pachthofe getrieben hat und Du nicht weißt wohin . . . komme zu mir, kannst Großknecht werden. Ich gebe Dir zwanzig Thaler Lohn und einen halben Acker Kartoffelland für die Familie. Bist

ja noch rüstig, kannst gut arbeiten. Und ich brauche einen tüchtigen Großknecht."

Lachend ging der Nachbar weiter, nachdem er den Hut fester auf den Kopf gedrückt hatte.

„Kannst lange warten!" rief Mathias., der vor Zorn bebte. „Ab er ich gedenke Dir Deine Bosheit! Noch ist nicht aller Tage Abend! Du hast Recht: Hochmuth kommt vor dem Falle ... Seht doch, ich soll Knecht bei ihm werden!"

„Beruhige Dich, lieber Mann! Conrad weiß nicht, was er spricht."

„Er weiß es recht gut. Ich habe es Dir noch nicht einmal gesagt ... er hat eine Heirathsgeschichte im Kopfe ... seine Grete soll Frau Doctorin werden! Das wäre mir eine Schwiegertochter! Dieser Conrad will hoch hinaus, seit er die Erbschaft bekommen. Grete, Frau Doctorin ... aber warum ereifere ich mich denn? Karl selbst denkt nicht an das einfältige Mädchen, und wenn es ihm eine Million zu-

brächte. Du hast Recht, Christiane, dieser Mensch soll mich nicht ärgern; ich will über den dummen Teufel lachen. Nun komm, es ist Zeit, daß wir zu Mittag essen . . . will thun, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. Warte nur kurze Zeit noch, Du Elender, und Du wirst vor Neid und Mißgunst bersten! Herr im Himmel, es giebt doch recht schlechte Menschen auf Deiner Erde! Einer verfolgt den Andern des leidigen Geldes wegen . . . Geld und immer Geld! Die Vornehmen sind nicht besser als die Geringen, sie machen es sogar noch ärger. Ich will meinen Kopf oben behalten, denn ich habe noch Manches zu besorgen. Bin ich auch ein schlichter Bauersmann, ein Schuft will ich nicht werden, so wahr ein Gott über mir lebt!“

Er nahm seine Lebensgefährtin bei der Hand und ging mit ihr in das Haus. Die Vorbereitungen zum Mittagsmahle waren bald beendet. Eine Viertelstunde später saß Mathias Krüger

umgeben von seiner Familie und seinen Domestiken, an dem großen Tische, der reichlich mit Speisen besetzt war. Der Pachter entblößte sein Haupt, faltete die Hände und sprach, alter löblicher Gewohnheit gemäß, ein kurzes Gebet. Dann begannen die Hungrigen zu speisen; sie hatten heute länger als sonst warten müssen. Nach Tische ging Mathias zur Kirche, heute allein. Andächtig hörte er die Predigt des greisen Pfarrers, der trotz seines hohen Alters mit kräftiger Stimme klar und deutlich zu seiner Gemeinde sprach. In dem kernigen, populären Vortrage spiegelte sich sein Charakter ab: Beck war ein schlichter, rechtlicher und dabei rationeller Mann, der nicht nur durch Worte zum Guten anfeuerte, sondern auch als leuchtendes Beispiel voranging. Die Gemeinde achtete und liebte ihn.

Der Gottesdienst war zu Ende. Krüger stand an der Thür der Sacristei. Der würdige Seel=

sorger, im Ornate, erschien. Freundlich grüßte er den Landmann.

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Herr Pastor.“

„Sie wissen, daß ich für meine Beichtkinder stets zu sprechen bin. Begleiten Sie mich in meine Wohnung.“

Beide gingen dem Pfarrhause zu. Auf dem Friedhofe fragte Krüger:

„Ist Graf Emil von Liskau bei Ihnen gewesen?

Der Pfarrer stutzte.

„Was sagen Sie, Krüger?“

„Der Graf hat sich wieder eingefunden.“

„Ist's möglich!“

„Und über ihn möchte ich mit Ihnen sprechen.“

Der Pastor Beck schüttelte sein weißes Haupt.

„Es ist traurig,“ murmelte er, „daß solche Dinge geschehen.“

„Halten Sie es mit Emil, Herr Pastor?“

„Ja!“ antwortete entschieden der Greis.

„Das ist mir lieb.“

„Man darf dem Unterdrückten die rettende Hand nicht entziehen.“

„Dann will ich mich offen aussprechen.“

Der Pachter und der Pfarrer betraten das Haus. Nach zwei Stunden kam Krüger zurück.

„So soll es sein!“ murmelte er vor sich hin. „Der Pfarrer hat Recht, und darum folge ich seinem Rathe. Die beiden Brüder müssen sich versöhnen. Es ist ja auch für Karl gut.“

Abends saß er vor dem Pachthofe auf der Steinbank und rauchte ruhig seine Pfeife. Frau Christiane, die neben ihm Platz genommen, war mit Stricken beschäftigt. Karl hatte sich in das Stübchen zurückgezogen; er schrieb ein Gedicht an „Mathilde!“

XI.

Es war am frühen Morgen. Die Schloßuhr schlug sieben. In den weiten Räumen der herrschaftlichen Besitzung machte sich die erste Regsamkeit des Tages bemerkbar. In dem Kabinette neben der Verande ordneten zwei Diener den Frühstückstisch. Das feinste Porzellan und vergoldete Silbergefäße glänzten auf dem blendendweißen Damast. Blumen in theuern Vasen prangten dazwischen. Der Leser glaube nicht, daß ein Gast erwartet wurde; nein, der Graf und die Gräfin von Liskan speis'ten täglich von Gold und Silber. Der große Reichthum gestattete es ihnen. Gleich nach sieben Uhr traten Beide aus verschiedenen Thüren in das Kabinet.

„Guten Morgen, Constanze!“ grüßte ernst der Graf.

Constanze befand sich in einem reichen Morgen=negligée. Der feinste Musselin, die kostbarsten Brüsseler Spitzen hüllten sie ein. Das Häubchen, das sie trug, war ein Muster von Eleganz und Geschmack. Fehlte ihr auch das Embonpoint, das gereiften Frauen eigen zu sein pflegt, so errieth man doch, daß sie einst sehr interessant gewesen. Jetzt entstellte eine gewisse Männlichkeit, strenger Ernst und unterdrückte Leidenschaftlichkeit ihre Züge.

Die Gräfin schickte den Diener fort, der auf=warten wollte. Sie füllte selbst die Tassen.

„Nun?“ fragte sie bedeutungsvoll.

„Es geht Alles gut.“

„Und doch siehst Du ernst, fast betrübt aus.“

„Mit dem Bauer wäre ich in Ordnung.“

„Was sonst noch macht Dir Sorgen?“

„Der Baron von Herzfeld.“

Constanze lächelte bitter.

„Hat er wiederum Bedingungen gestellt?“ fragte sie.

„Es wird mir schwer, die alle zu erfüllen.“

„Felix, nach Lage der Dinge darfst Du die Kaltblütigkeit nicht verlieren. Es steht Viel, es steht Alles auf dem Spiele. Emil nimmt keinen Anstand, Dich gründlich zu vernichten . . . wenn er kann! Wer will ihn hindern, wenn nicht Du?“

„O,“ rief der Graf, „Emil ist längst mein Bruder nicht mehr! Ich betrachte ihn als meinen ärgsten Feind. Mit dem Gedanken an seinen Tod habe ich mich ja längst vertraut gemacht. Mag er heute oder morgen fallen . . . mir gilt es gleich. Aber Mathilde, meine Tochter . . . Constanze, bedenke, wir vermählen sie einem . . . Mörder! Er hat jenen Falk gedungen, der seinen Dienst schlecht verrichtet . . . jetzt greift er selbst zum Pistol, um sich die jugendliche Frau zu erwerben. Unsere Tochter muß an der Seite dieses

Mannes unglücklich werden, auch wenn wir sein Alter nicht in Anschlag bringen wollten. Und wie wird die Adelswelt die Verbindung beurtheilen!"

„Das Urtheil kümmert uns wenig. Du lieber Himmel, die Convention hat ja schon seltsame Heirathen geschlossen . . . Ich baue auf die Liebe des Barons . . . er vergöttert unsere Tochter, die ihn gleich nach der Hochzeit beherrschen wird."

„Ich muß den Baron verachten! Und diesen Mann zu heirathen zwingen wir Mathilden!"

„Weil wir selbst dazu gezwungen sind."

„Das eben macht mir den Baron verächtlich. Er mißbraucht die Gewalt, die traurige Verhältnisse ihm verschafft haben. Der Vortheil, nur der Vortheil leitet seine Handlungen."

„Felix, hast Du den Vortheil verschmäht?"

„Constanze!"

„Man muß gerecht urtheilen. Da wir das gewagte Spiel begonnen . . ."

„Auf Anrathen des Barons."

8*

„Müssen wir es auch zu Ende bringen. Dies Duell entscheidet über unsere Existenz, über unsere Ehre. Kommt Mathilde von dem Spaziergange zurück, so bereite ich sie auf die Verlobung vor, die in den nächsten Tagen stattfinden soll."

Die Dame sprach kalt, energisch. Der Graf empfand doch noch Mitleid mit seiner Tochter.

„Könnte ich mich des Barons entledigen!" murmelte er.

„Willst Du nicht auch eine Aussöhnuug mit Deinem Bruder versuchen?" fragte Constanze spöttisch. Willst Du ihm nicht den Besitz der Familiengüter einräumen und Dich mit der kargen Rente, die Dein hochherziger Vater dem zweiten Sohne ausgesetzt, begnügen? Ach, es ist traurig daß die Frau stärker sein muß als der Mann. Felix," fügte die Gräfin gebieterisch hinzu, „gelingt es Deinem Bruder, Dir die Herrschaft zu entreißen, die wir durch unendliche Mühen und Sorgen gewonnen, so trenne ich mich von Dir

. . . ich kann nicht wie die Frau eines Dorfkrämers leben. Ueberlaß es mir, die Angelegenheit zum Schlusse zu führen . . . Du magst ruhig zuschauen. Nur das Eine bedinge ich: gieb Deine Zustimmung zu Allem, was ich thue."

„Muß es denn sein?"

„Ja! Ja!"

„So handele, Constanze, und sorge dafür, daß mir der Baron weniger widerwärtig erscheine."

Der Eintritt Mathildens unterbrach das Gespräch. Die Tochter küßte zuerst der Mutter die Wange, dann dem Vater die Haud. Nun setzte sie sich an den Frühstückstisch.

„Wie heiter und sorglos sie aussieht!" dachte der Graf. „Und ich, der Vater, muß das Glück ihrer Jugend zerstören."

Constanze blieb ernst und fühllos. Nach kurzer Einleitung eröffnete sie der Tochter, daß die Verlobung mit dem Baron demnächst gefeiert werden sollte.

„Mutter!“ rief Mathilde bestürzt.

„Es ist und bleibt unser fester Entschluß. Frage nicht nach den Gründen . . . wir haben nur Dein Glück im Auge.“

„Hängt mein Glück auch von der Eile ab?“

„Vertraue Deiner Mutter, die Alles reiflich erwogen hat! Frage den Vater; die Verhältnisse sind der Art, daß wir nicht mehr ausweichen können.“

Der Graf ging erregt auf und ab; er konnte das arme Mädchen nicht anblicken, das er opfern mußte, um das Vermögen zu erhalten.

„Die Mutter hat Recht!“ rief er, ohne seinen Gang zu unterbrechen. „Die Baronesse von Herzfeld wird eine glänzende Rolle spielen . . .“

Das Gespräch stockte.

„Mutter,“ fragte Mathilde nach langer Pause, „ist ein Aufschub nicht möglich? Ich bitte Dich darum!“

„Warum?“

„Die ernste Angelegenheit tritt so rasch vor mich . . . ich habe mich so wenig mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Gattin eines bejahrten Mannes zu werden . . .“

„Vergiß nicht, mein Kind, daß ich Dich längst vorbereitet habe. Ich fordere Gehorsam von Dir, und Du wirst ihn mir nicht versagen. Fühlt sich der Baron durch Dein Benehmen veranlaßt zurückzutreten, so zerstörst Du nicht nur Dein eigenes Glück, sondern auch das Deiner Eltern.“

„Um Gotteswillen, Mutter!“ rief Mathilde bebend.

„Ich habe die Wahrheit gesagt!“

„Wehe uns, wenn unser Glück von dem Baron abhängt.“

„Genug! Du weißt nun, was Dir zu wissen nöthig.“

Mathilde beobachtete den Vater, der unruhig seinen Gang fortsetzte. Sie begriff, daß ungewöhnliche Verhältnisse obwalteten. So hatte sie

den sonst so festen Mann nie gesehen. Es prägten sich Trauer und Niedergeschlagenheit in seinen Zügen aus. Die Mutter blieb kalt und entschlossen; sie schlürfte Chocolade und aß von dem Biscuit, das auf silbernem Teller servirt war. Nach einer Viertelstunde ward das Frühstück aufgehoben.

„Gehe in Dein Zimmer," sagte die Mutter in einem Tone, der freundlich klingen sollte; „wenn Du ruhig überlegt hast, suche mich auf. Diesen Nachmittag kommt Dein Bräutigam."

Mathilde verließ das Kabinet. Sie suchte ihr Zimmer auf, das im ersten Stocke des Schlosses lag. Sinnend trat sie an das geöffnete Fenster, das die Aussicht in den Park bot. Welch ein köstlicher Tag war angebrochen! Die junge Morgensonne sandte frischen Glanz auf die blühende Erde. In den hohen, dicht belaubten Bäumen jubelten die Vögel. Die fleißigen Bienen summten von Blume zu Blume. Buntfarbige Schmetter-

linge flatterten über den Beeten, denen ein würziger Duft entströmte. Die Natur hatte alle Pracht eines Sommermorgens ausgebreitet, als ob sie gerade heute die Bewohner der Erde besonders glücklich machen wollte. Mathilde sah traurig in die reizende Landschaft. Mit schwerem Herzen gedachte sie Karl's, den sie je mehr liebte, je näher sie ihn kennen lernte.

„Was beginne ich denn?" fragte sie sich. „Daß die Entscheidung meines Schicksals so nahe sei, hätte ich nicht geglaubt. Die Mutter bleibt fest bei dem unheilvollen Plane, sie achtet meines Schmerzes, meiner Thränen nicht. Das Glück der Eltern und das meinige hinge von dieser Verbindung ab . . . sagte sie nicht so? Gewiß! Ich habe es deutlich gehört! Der Baron steht in geheimnißvoller Beziehung zu meiner Familie . . . er sucht meine Hand zu erzwingen! Die Ahnung, die seit dem Beginne der Verhandlungen in mir erwacht, wird zur Gewißheit durch den Ausspruch

der Mutter. Was ist das? Was ist das? Wer giebt mir Aufklärung? Vielleicht der Baron selbst! Gott möge mir die List verzeihen, die anzuwenden ich gezwungen bin. Und ich wende sie an zu meinem eigenen Heile, zum Heile der Eltern. Des Vaters Gemüthszustand ist mir nicht entgangen, er leidet unter dem Drucke unheilvoller Verhältnisse."

Der Vormittag verfloß.

Bei der Tafel sprach man nicht von dem Heirathsprojecte. Die Gräfin bemühte sich heiter und unbefangen zu erscheinen und der Graf trank viel Wein. Dann ging er, um Siesta zu halten. Den Nachmittag verbrachten Mutter und Tochter in der luftigen Veranda. Auch dann beregte Constanze den Gegenstand nicht, der für die arme Mathilde eine Lebensfrage war. Es schien, als ob den Verhandlungen Nichts mehr hinzuzufügen und der gefaßte Entschluß unbedingt zur Ausführung gelangen müsse. Gegen fünf Uhr meldete

ein Diener den Baron an. Mathilde hatte sich zwar vorgenommen, ruhig und kalt zu bleiben; sie zitterte aber doch, als der Name des Bräutigams genannt wurde. Die Mutter bemerkte es. Nachdem sie den Bedienten entlassen, flüsterte sie streng:

„Hast Du noch keine bessere Anschauung von den Verhältnissen gewonnen?"

„Mutter!"

„Unser Reichthum verschwindet mit einem Schlage, wenn Du spießbürgerlichen oder romanhaften Grundsätzen huldigst."

„Kann der Baron . . ."

„Er kann uns zu Grunde richten, wenn er zurücktritt. Frage nicht weiter, sondern füge Dich dem Willen Deiner Eltern, die Dich zärtlich lieben."

Der Baron, wie ein Geck geputzt, erschien. Nachdem er der Gräfin respectvoll die Hand geküßt, näherte er sich Mathilden.

„Meiner schönen Braut brauche ich nicht zu versichern, daß die Sehnsucht mich nach Liskau treibt . . .“

„Ihre Braut weiß es!“ rief die Mutter.

„Daran erkenne ich die Freundin, die mir wohl will.“

„Hegen Sie keine Zweifel, Baron!“

„Die Braut hat kein Lächeln, kein freundliches Wort für mich . . .“

„Weil sie befangen ist. Der künftige Gemahl mag sorgen, daß Mathildens Befangenheit sich in unbedingtes Vertrauen umwandele . . . Ich gehe zu dem Grafen . . . machen Sie mit der Braut eine Promenade durch den Park. Adieu, Baron! Nennen Sie mir den Tag der Verlobung, wenn Sie zurückkehren. Sie treffen mich in dieser Veranda.“

Constanze warf einen strengen, befehlenden Blick auf die Tochter. Nun trat sie zu ihr und küßte ihr die Stirn.

„Denke an Deine Eltern!“ flüsterte sie ganz leise.

Mit dem Fächer winkend, trat sie in das Innere des Schlosses.

„Führen Sie mich, Mathilde!“ sagte heiter und vertraulich der Baron. „Ich füge mich vom ersten Augenblicke an Ihrem Willen, selbst Ihren kleinen Launen. Sie werden die Herrin, ich werde stets Ihr Diener sein, der sich glücklich preis't, von Ihnen Befehle zu empfangen. Die Königin meines Herzens soll mich völlig beherrschen.“

„Sie wollen sich meiner Führung anvertrauen?“ fragte Mathilde ungläubig lächelnd.

„Ich verpfände meine Cavaliersehre . . .“

„Und ich nehme das Pfand an. Lösen Sie es als echter Edelmann ein.“

Arm in Arm verließen Beide die Veranda und betraten den Park. Mathilde führte den Bräutigam, der in nichtssagenden Phrasen seine

Seligkeit schilderte, zu der Einsiedelei, die unmittelbar am Ufer des See's lag. Sie schlug vor hier zu ruhen, bis es kühler geworden sei. Das kleine Gemach, ein reizender Aufenthalt, war mit asiatischer Bequemlichkeit eingerichtet. Vor dem offenen Fenster, das nach dem See zu ging, befand sich ein Vorhang von durchsichtiger Gaze. Die frische Luft konnte einziehen; den lästigen Insekten war es versagt.

Mathilde saß auf dem Polster in der Nähe des Fensters. Zu ihren Füßen, auf einem niedern Tabouret, hatte der liebeglühende Baron Platz genommen. Er war für sein Alter noch sehr geschmeidig. Heute duftete er nach wohlriechendem Wasser wie der Commis aus einer Modewaarenhandlung. Seine Wäsche war untadelhaft weiß und der Schnitt seiner Kleider nach dem neuesten Muster. Jede andere junge Dame würde den Herrn belächelt haben . . . Die arme Mathilde empfand Furcht und Schrecken

vor ihm. Trotzdem gelang es ihr, Fassung und Ruhe zu bewahren. Sie rang ja um den heiligsten Schatz, um ihre Liebe.

„Herr Baron," begann sie, „die Mutter hat von unserer Verlobung gesprochen, die öffentlich bekannt zu machen Sie große Eile zu haben scheinen."

„Wundert Sie das, meine reizende Braut?" fragte der Bräutigam mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln. „Ich habe nur einen Wunsch auf dieser Welt, und dieser ist . . . o, Sie errathen es schon! Bin ich auch an Jahren Ihnen um eine Spanne voraus, so sind doch meine Gefühle jugendlich frisch geblieben. Wollte ich Ihnen den Zustand meines Herzens schildern, ich müßte mit den lebhaften Farben eines Romanschriftstellers malen."

Und nun küßte er die zarten Hände der Dame mit lächerlicher Innigkeit.

Mathilden durchbebte ein kalter Schauder; aber sie duldete die Zärtlichkeiten.

„Unsere Verlobung steht also nahe bevor?“ flüsterte sie.

„Wenn Sie wollen, kann sie morgen stattfinden.“

„Herr Baron, haben Sie auch reiflich den Schritt überlegt, den zu thun Sie im Begriffe stehen?“

„Wie? Wie?“

„Sie kennen mich zu wenig.“

„Ich weiß, daß Sie ein Engel sind. Braucht der Bräutigam von seiner Braut mehr zu wissen? Ihre Vorzüge, Mathilde, fallen dergestalt in's Auge, daß es einer längeren Beobachtung nicht bedarf, um Sie ganz kennen zu lernen. O, ich bin dessen so gewiß, daß ich mein höchstes Erdenglück in Ihnen finde, als ich von meiner aufrichtigen Liebe zu Ihnen überzeugt bin.“

Die junge Dame neigte dankend ihr Köpfchen.

„Ihre Annahmen ehren mich," flüsterte sie zurück; „aber ich fürchte dennoch, daß Sie sich getäuscht finden."

„Immerhin! Den Pantoffel, den Sie schwingen, will ich gern ertragen! Fühlen Sie sich glücklich, indem Sie herrschen, so herrschen Sie . . . ich beuge mich als gehorsamer Knecht Ihrem Willen. Ihr Glück, schöne Braut, wird mir über Alles gehen!"

Er versuchte es, seinen Arm um die schlanke Taille der Braut zu legen. Sie wies ihn sanft zurück. Bebte auch vor Widerwillen ihr Herz, wenn der schreckliche Mann sie berührte, Mathilde wußte sich zu beherrschen, daß ihre Gefühle sich weder durch Worte noch durch Geberden äußerten.

„Herr Baron, Sie lieben mich . . ."

„Bei meiner Ehre!"

„Ich fordere keine Versicherung."

„Um so besser."

„Man will stets das Glück der Person, die man liebt.“

„Ohne Zweifel!“

„Haben Sie denn auch schon gefragt, ob die Heirath mich glücklich macht?“

Hans von Herzfeld sah die Dame überrascht an.

„Mein liebes Kind,“ antwortete er nach einigen Augenblicken, „fürchteten Ihre Eltern, daß Sie als Baronesse von Herzfeld unglücklich würden, sie hätten meine Bewerbungen sicherlich zurückgewiesen. Ihr Vater ist ein vorsichtiger Mann, Ihre Mutter ist eine kluge, welterfahrene Dame . . .“

„Und ich achte und liebe meine Eltern! Herr Baron, diese Augenblicke sind ernst, unsere Unterredung ist von großer Wichtigkeit . . . kommen wir uns offen und mit Vertrauen entgegen . . . Haben Sie keinen Einfluß auf meine Eltern ausgeübt, der irgend wie einer zwingenden Gewalt gliche?“

Der Baron lächelte wie ein Mann, der nicht zugeben will, daß er sich ertappt sieht.

„Wie kamen Sie zu dieser Frage, Mathilde?"

„Sie ist nur zu natürlich. Meine Eltern beabsichtigen eine Convenienzheirath . . . anders kann ich unsere Verbindung nicht nennen . . ."

„Und Sie haben Recht."

„Den Vortheil, der Ihnen erwächst, brauche ich nicht zu kennen . . . aber gestatten Sie mir, daß ich den meinigen erwäge. Braut und Bräutigam sind allein . . . Geben Sie mir völlige Aufklärung über die Situation und ich werde daran glauben, daß Sie mir nicht des materiellen Gewinnes wegen allein, sondern auch aus Neigung Ihre Hand antragen."

Der Baron blickte auf seine mit Ringen geschmückten Finger. Plötzlich sah er auf.

„Ist das eine unerläßliche Bedingung?" fragte er kurz.

„Ja!"

„Wohlan, so erfahren Sie den Vortheil, der Ihnen aus einer Verbindung mit mir erwächst. Ich übergehe alle Einzelnheiten und berichte nur, daß es um die ganze Grafschaft Ihres Vaters geschehen ist, wenn ich feig vor einem Duelle zurückschrecke, auf das ich für den Grafen von Liskau eingegangen bin. Wollen Sie auch den Namen meines Gegners wissen? Emil von Liskau . . . Sie erbleichen, Mathilde . . .“

„Der Bruder meines Vaters ist längst todt!“ stammelte entsetzt das arme Mädchen.

„So wähnten wir; aber er hat sich jetzt gezeigt und besteht auf das Duell, das über den Besitz der reichen Grafschaft entscheidet. Soll sich der Bruder dem Bruder gegenüberstellen? Emil ist ein tückischer Mensch, er wird Ihren Vater vernichten, wird ihm selbst die Ehre rauben, die einem Edelmanne heilig ist.“

„Und nun wollen Sie Ihren Gegner tödten?“

„Nennen Sie ihn nicht meinen Gegner . . .

Ich leiste Ihrem Vater einen Freundschaftsdienst, der durch Nichts zu belohnen ist, als durch Ihre Hand. Für Sie, Mathilde, setze ich mich den Chancen eines Duells aus . . . Nur die Aussicht, Sie meine Gattin zu nennen, kann mich veranlassen, zur Waffe zu greifen und mein Leben preiszugeben. Sterbe ich, so sterbe ich für Sie . . . aber ich will auch für Sie leben! Ermessen Sie nun, ob ich Ihrer Hand würdig bin, ob ich einen zwingenden Einfluß auf Ihre Eltern ausübe. Unterbleibt das Duell, so tritt der rechtmäßige Erbe von Liskau auf . . . das Loos des jetzigen Besitzers mögen Sie sich ausmalen. Ich wage nicht daran zu denken, da ich die zähe Bosheit Ihres Onkels kenne . . . aber auch die Uebereilung, deren sich Ihr Vater schuldig gemacht. Jetzt habe ich Ihnen einen Beweis meines grenzenlosen Vertrauens geliefert . . . Sie können mich und meine Handlungsweise richtig beurtheilen."

Gesenkten Hauptes saß Mathilde neben dem Fenster; ihre Hände lagen schlaff auf dem Schooße. Die Andeutungen, die die Mutter gegeben, fanden hier eine furchtbare Ausführung. Plötzlich zuckte ein Gedanke in ihr auf.

„Es ist gut,“ sagte sie, „daß Sie mich aufgeklärt haben; ich danke Ihnen dafür.“

„Und ich würde geschwiegen haben, wenn Sie nicht Vertrauen von mir gefordert hätten. Aber nun seien auch Sie offen, Mathilde, reichen Sie mir gern Ihre Hand? Erfüllen Sie das Versprechen, das mir Ihre Eltern gegeben? Wollen Sie mich für den Dienst belohnen, den ich Ihrer Familie leiste?“

„Ich will es!“ antwortete sie hastig. „Ich will es! Wann soll das Duell stattfinden?“

„In spätestens vierzehn Tagen.“

„Ehe Sie nach dem Kampfplatze gehen, suchen Sie mich auf.“

„Und unsere Verlobung?“ fragte lächelnd der Baron.

„Wird proclamirt werden, sobald das Duell entschieden ist. Ich bin nicht undankbar; um meine Eltern zu retten, gebe ich Alles hin . . .“

„Nicht früher?“

„Mißtrauen Sie mir nicht! Ich schwöre es: Dem reiche ich meine Hand, der von den Häuptern meiner Eltern Jammer und Elend fern hält. Weiß ich doch, was Vater und Mutter für mich gethan haben. Ein dankbares Kind vergißt das nicht. Wo ist mein Onkel?“

„Gott weiß es! er streicht als Vagabund durch das Land und erhebt von den Bauern Vorschüsse, die er als Gutsherr zurückzahlen will. Der verkommene Mensch tritt die Ehre seines Bruders schonungslos mit Füßen.“

„Wirken wir vereint, um den Schlag abzuwenden . . . aber schonen Sie Ihr Leben! Ehe Sie zum Kampfe gehen, suchen Sie mich auf.“

„Ich verspreche es!“

„Ihr Ehrenwort, Herr Baron!“

„Empfangen Sie es, Mathilde.“

„Sie sind mein Ritter, ich bin Ihre Dame! Nun sagen Sie meinen Eltern, daß Sie sich über die Tochter nicht zu beklagen hätten. Herr Baron, Sie haben mir Achtung auferlegt; ich fühle es, daß ich Sie werde . . . lieben können.“

„Mathilde! Mathilde!“

„Lassen Sie mich jetzt allein . . . Ihre Braut bedarf der Ruhe und Einsamkeit . . . Gehen Sie in das Schloß, bringen Sie die Nachricht von dem, was wir festgestellt . . . meine arme Mutter leidet, so lange sie nicht Gewißheit hat. Ich folge Ihnen bald, recht bald!“

„Weihen wir unsern Bund durch den ersten Kuß!“

Der Baron hatte sich erhoben. Lüstern stand er vor dem reizenden Mädchen, das tief erröthete.

Mathilde zögerte einige Augenblicke, dann duldete sie es, daß der Bräutigam ihre Lippen berührte.

„Für meine Braut wage ich das Leben!" rief er. „Wer sie bedroht, ist mein Todfeind! Im Schlosse sehe ich Sie wieder ... Adieu, Mathilde, süße Braut! Sie werden die Eltern vorbereitet finden."

Er küßte noch einmal zärtlich ihre Hand und entfernte sich. Mathilde sah ihm durch das Fenster nach, bis er zwischen den Bäumen des Parks verschwand. „Er ist fort!" flüsterte sie. „Das waren qualvolle Augenblicke. Nun kenne ich den Zusammenhang der Dinge, nun klärt sich mir so Manches auf, der Vater konnte sich der Tochter gegenüber nicht anklagen, darum mußte der Baron sprechen. Was beginne ich nun? Rette ich den Onkel, so ist der Vater verloren, und bleibt der Vater geschützt, so geht der Onkel zu Grunde und ich mit ihm. Ich errathe Alles: Graf Emil soll gemordet werden. Der furchtbare Plan ist

von der Nothwendigkeit geboten. Und mich hat man dem Mörder als Lohn bestimmt. Niedere Leidenschaften wüthen, wohin das Auge blickt. Ehrgeiz, Habsucht, Stolz . . . wehe, wenn die schimmernde Decke wegreißt, die über der Familie Liskau ausgebreitet liegt! Mein Gott, erleuchte mich, daß ich den rechten Weg einschlage!"

Sie sank weinend auf einen Sessel nieder, Gräßliche Bilder zogen an ihrem innern Auge vorüber. Da klopfte es leise an das Fenster, das nach dem See zu ging. Mathilde sprang auf und riß den Gazevorhang nieder. Indem sie das Haupt hinausneigte, sah sie dicht an dem Gemäuer des Ufers, auf dem der Pavillon ruhte, einen Kahn und in dem Kahne stand . . . Karl.

„Jetzt bist Du allein!" rief er leise.

„Karl, Du hier?"

„Ich habe viel gewagt, aber ich mußte es."

Der junge Mann trug eine blaue Blouse und eine Werkmütze seines Vaters.

„In dieser Verkleidung," fuhr er fort, „habe ich mich dem Ufer genähert, um ein Briefchen unter den bewußten Stein zu legen. Während ich vorsichtig zwischen den schützenden Büschen hinglitt, sah ich Dich mit dem Baron kommen ... nun legte ich unter diesem Fenster an und kam zeitig genug, um das ganze Gespräch zu belauschen."

„Du hast Alles gehört?"

„Alles, Alles! Ist es Dir nicht lieb, Mathilde?"

„O, ich freue mich dessen, denn ich bin der Nothwendigkeit überhoben, Dir die entsetzliche Scene zu schildern. Ach, ich habe wie im Feuer an der Seite des Barons gesessen . . . Warte einen Augenblick!"

Sie eilte nach dem entgegengesetzten Fenster, das die Aussicht nach dem Schlosse gestattete. Als sie gesehen, daß in den Wegen sich Niemand zeigte, kam sie zurück. „Karl," flüsterte sie, „meine Lage ist schrecklich! In der Hand des Barons liegt das Glück meiner Eltern."

Karl war aus dem Kahne auf das schmale Gemäuer gestiegen, so daß sein Kopf über die Fensterbrüstung emporragte.

„Der Baron ist ein Bösewicht, ein Schurke!" rief er entrüstet. „Mit glatter Zunge stellt er sich als einen treuen Freund hin, der sein Leben wagt, um die Braut zu erwerben. Ich kenne ihn besser, kenne alle seine Ränke, die den armen Grafen Emil in die Fremde getrieben und Deinen Vater in die schreckliche Situation gestürzt haben. Ein Dolchstich fuhr mir durch das Herz, als ich von dem Kusse hörte, der den Bund besiegeln sollte."

„Karl, verzeihe mir . . . Nur meiner Verstellung, die mir sehr schwer gefallen, danke ich es, daß mir Aufklärung geworden . . ."

„Du hast recht gehandelt."

„Nun kann ich Dir doch den Zusammenhang der Dinge mittheilen."

„Dessen bedarf es nicht."

„Warum, mein Lieber?“ fragte sie erschreckt.

„Weil ich besser unterrichtet bin, als Du es bist. In dem Briefe bitte ich Dich um eine Unterredung zu dem Zwecke, mit Dir zu berathen. Du würdest durch mich erfahren haben, was Du von dem Baron so theuer erkauft hast. Immerhin, der Baron mag in dem Wahne bleiben, daß Du seine Frau werden willst, es ist gut.“

„Auf meine unerschütterliche Treue darfst Du fest zählen. Ich lasse nie, nie von Dir, Karl! Gieb keinem Verdachte Raum, auch wenn Du die seltsamsten Dinge hörst. Ich bleibe Dein treues Mädchen bis in alle Ewigkeit! Aber kannst Du mich noch achten, da Du weißt. . . “

„Nun erst liebe ich Dich recht, Mathilde; nun athme ich freier, denn es ist mir Gelegenheit geboten, für Dich etwas zu thun. Könnte ich doch eine Heldenthat verrichten . . .“

„Um Gotteswillen, Du hast doch wohl nicht die Absicht, Dich statt des Barons dem Grafen

Emil entgegenzustellen, der als ein tückischer und gefährlicher Mann geschildert wird?"

Die Augen des jungen Mannes blitzten lebhaft.

„Wem liegt es ob," fragte er, „für die Ehre und Sicherheit Deiner Familie einzustehen, wenn nicht dem Manne, den Du mit Deiner Liebe beglückst? Ich bin gewandt im Fechten und schieße wie der beste Jäger . . . Wenn der Graf auf das Duell besteht, so mag er mich als seinen Gegner ansehen."

„Nein, nein, das wolle Gott verhüten! Nie gebe ich zu, daß Du Dein Leben in Gefahr bringst. Karl," bat sie in höchster Angst, „schwöre mir bei unserer Liebe, schwöre mir bei Allem, was Dir heilig ist, daß Du Dein Leben mir erhalten willst. Bin ich nicht schon elend genug? Sollen die traurigen Verhältnisse mich ganz zur Verzweiflung treiben?"

Sie brach in heftiges Schluchzen aus.

Karl küßte ihr liebreich die Wange.

„Der Graf,“ flüsterte er gerührt, „wird nicht auf das Duell bestehen.“

„Er will meinen Vater stürzen . . . Es ist eine Ehrensache von der höchsten Wichtigkeit . . . Karl, rathe, hilf . . . mein Auge erblickt überall Tod und Verderben!“

„Mein Vater soll mit dem Grafen sprechen, er ist sein Jugendfreund . . . auch ich werde das Meinige beitragen, um die Mitwirkung des Barons überflüssig zu machen?“

„Und Dein Leben?“

„Erhalte ich Dir und unserer Liebe!“

„Sei vorsichtig, Karl; mag Dein Vater seinen ganzen Einfluß üben . . . meine Eltern werden ihr Herz der Dankbarkeit nicht verschließen. Ich weiß, daß sie den Baron verachten, daß es ihnen schwer fällt, mich zu opfern . . . mag von dem Pachthofe die Versöhnung ausgehen, die das Werk der Bosheit und Tücke vereitelt. Dadurch, daß

ich den Wahn des Barons erhalte, gewinnen wir Zeit . . . Kommt Graf Emil, so benachrichtige mich, auch ich werde mit ihm sprechen."

„So soll es sein! Nun will ich die Rückfahrt antreten, damit man uns nicht überrasche."

„Karl, ich habe Dir noch viel zu sagen."

„Mehr noch habe ich auf dem Herzen."

„Diesen Abend zehn Uhr."

„An dem Mausoleum."

„Hier ist der Schlüssel zu dem Parkgitter; ich trage ihn schon seit einer Stunde in der Tasche."

Sie gab ihm den Schlüssel.

„Du wirst mich in dieser Verkleidung sehen, Mathilde."

„Gut. Du wählst also den Landweg?"

„Weil Du es willst. Mit dem Schlage zehn Uhr öffne ich das Gitter."

Ein heißer, inniger Kuß brannte von Lippe zu Lippe. Karl sprang in den Kahn zurück und verschwand zwischen den Büschen des Ufers. Fünf

Minuten später ward er auf der schimmernden Fläche des See's sichtbar. Sein Kahn flog pfeilgeschwind dem jenseitigen Ufer zu. Es war die höchste Zeit. Kaum hatte Mathilde die Thür des Häuschens verschlossen, als Gräfin Constanze erschien. Sie breitete die Arme aus und drückte die Tochter an ihre Brust.

„Der Baron ist entzückt über Dein Benehmen, mein Kind; wir sind glücklich, da Du einen schweren Schlag von uns abwendest. Du kennst nun die Verhältnisse . . . beurtheile die Strenge Deiner Eltern mild, sie haben ja nur Dein Wohl im Auge. Sei gesegnet, meine liebe Tochter! O, ich wußte es wohl, daß Du bald eine bessere Anschauung der Dinge gewinnen würdest. Graf Emil ist ein böser Mensch; hätte er auch adelige Ehre, er würde nicht zurückgekehrt sein, um eine grenzenlose Verwirrung in unserer Familie anzurichten.“

„Will man ihn tödten, Mutter?“

„Es kann Niemand den Ausgang eines Duells vorhersagen.“

„Wenn nun Graf Emil seinen Gegner besiegt?“

„Der Baron ist der gewandteste Schütze von allen Edelleuten in unserer Gegend; er wird für einen glücklichen Ausgang sorgen. Kümmere Dich nicht um Dinge, die die Männer angehen.“

Arm in Arm kehrten Mutter und Tochter in das Schloß zurück. Mathilde erlebte noch schreckliche Stunden; sie mußte die Zärtlichkeit des Barons, der sich selbst in Gegenwart des gräflichen Ehepaars keinen Zwang auferlegte, dulden, um die begonnene Rolle durchzuführen. Erst in der Abenddämmerung nahm der Bräutigam Abschied; er sprengte in Carrière aus dem Schloßhofe. Die Braut sollte erkennen, daß sie einen kräftigen, ritterlichen Bräutigam habe. Zeitig zog sich Mathilde in ihr Zimmer zurück; sie schützte Müdigkeit und Abspannung vor; die Zeit war nicht fern, die sie für die erlittene Qual entschädigen sollte.

Schon um neun Uhr schickte sie das Kammermädchen fort mit dem gemessenen Befehle, sie nun nicht mehr zu stören. Dann traf sie Vorbereitungen zur Toilette. In einen Mantel gehüllt, schlüpfte sie gegen zehn Uhr in den Park. Kaum ertönte der erste Schlag der Schloßuhr durch die stille Nacht, als sich auch schon die Gitterthür öffnete. Zwei Gestalten vereinigten sich; sie verschwanden Arm in Arm zwischen den Bäumen, die das gräfliche Mausoleum umstanden.

XII.

Eines Morgens sprengte der Baron von Herzfeld in den Hof des Schlosses Liskau. Er warf den Zügel seines mit Schaum bedeckten Pferdes einem Knechte zu und eilte die Stufen zu dem herrschaftlichen Gebäude hinan. Ohne sich anmelden zu lassen, betrat er das Zimmer, in welchem der Graf und die Gräfin beim Frühstück saßen. Mathilde machte wie gewöhnlich ihre Morgenpromenade durch den Park.

„Baron!“ rief das Ehepaar überrascht.

„Ich bin es, Freunde!“

„Und schon so früh?“

„Emil hat sich wieder eingefunden.“

„Mir däucht,“ entgegnete Constanze, „daß dies ein Glück ist.“

„Auch ich halte es dafür!“ rief der Baron, der Hut und Reitpeitsche auf einen Sessel warf. Morgen früh sechs Uhr wird das Duell stattfinden. Ich habe zugesagt.“

„Wo?“

„Auf der Insel in dem See. Ich kenne keinen passendern Ort. An den Ufern hört man die Schüsse nicht, und was sonst noch geschehen muß, kann dort ungestört vollzogen werden.“

„Ich billige die Wahl des Orts,“ sagte die Gräfin. „Sie haben Recht, Baron, man muß die größeste Vorsicht anwenden.“

„Der Verabredung gemäß fahre ich mit meinem Gegner in einem Kahne hinüber, den ich selbst leite.“

„Gut, recht gut!“

„Nur unter der Bedingung, daß Zeugen ausgeschlossen bleiben, habe ich angenommen. Bleibt Emil Sieger, so haben Sie es mit ihm zu thun

... kehre ich zurück, nun, so wissen Sie, woran Sie sind."

„Auch Sie, Baron, wissen es!" fügte eifrig die Gräfin hinzu. „Mathilde kennt den wichtigen Dienst, den Sie uns leisten, und darum achtet und schätzt sie den kühnen Retter unserer Familie. Sie werden schon dafür sorgen, daß morgen die Verlobung proclamirt werden kann."

„Diese Aussicht, meine Gnädige, stachelt mich zu Heldenthaten an."

Hans von Herzfeld küßte der Gnädigen die Hand. Dann fragte er: „Des Pachters sind Sie gewiß?"

„Er hat bereits die Cession in Händen, die ihm den Besitz des Pachthofes zusichert. Dem Manne ist ein Siegel auf den Mund gelegt, das nicht zerbricht."

„Wo ist meine Braut?"

„Im Parke; sie wird bald die Morgenpromenade vollendet haben. Uebrigens, Baron, ver-

schweigen Sie ihr, daß morgen das Duell stattfindet."

Man sprach von der Verlobung und setzte den Hochzeitstag fest; der Ausgang des Duells, den man wünschte, ward als sicher angenommen. Nach einer halben Stunde trat Mathilde ein. Sie erschrak nicht, als sie den Bräutigam sah; lächelnd grüßte sie und unbefangen ließ sie sich die Hände küssen, die der Baron zärtlich an seine Lippen zog. Als man ihr die festgesetzte Verlobung für den nächsten Tag ankündigte und von dem kleinen Familienfeste sprach, das im Stillen gefeiert werden sollte, zuckte sie zwar, wie von einem leichten Schrecken ergriffen, zusammen, aber sie behielt doch ihre Fassung und verneigte sich zustimmend. Der Mutter fiel diese Resignation nicht weiter auf; sie setzte voraus, daß Mathilde den Ernst ihrer Verhältnisse würdige und daß es ihr, der Tochter, nicht schwer werde, sich dem Baron zu vermählen, da ihr Herz die

Liebe zu einem andern Manne nicht kenne. Nach dem Frühstück unternahmen die beiden Männer einen Spaziergang. Der Graf bezeichnete den Ort, wo am nächsten Morgen ein Kahn liegen sollte. „Ich treffe meinen Gegner," fügte der Baron hinzu, „an der Mauer des Friedhofs."

„Was wird mit dem Gefallenen?" fragte plötzlich der Graf.

Er hatte diese Worte zitternd gesprochen; sein Gesicht war bleich geworden.

„Freilich, wir müssen das Aufsehen vermeiden," sagte der Baron. „Emil muß spurlos verschwinden, wenn wir ganz das Ziel erreichen sollen. Ich werde darüber nachdenken."

Um Mittag kehrte der Baron nach seinem Gute zurück. Gegen Abend brachte der Wasservoigt einen Kahn an die bezeichnete Uferstelle, den er mit einem Strick festband. „Wasserjagd!" murmelte er. „Mir kann es recht sein, wenn auch alles Wild weggeschossen wird. Die

vornehmen Herren wissen nicht, was sie wollen. Nun, ich brauche nicht dabei zu sein, mögen sie jagen!"

Der Morgen brach an. Es dämmerte noch, als Mathilde das Schloß verließ, nach dem Ufer eilte, die Gondel bestieg und rasch über den ruhigen See fuhr. Sie ruderte mit ungewöhnlicher Anstrengung. Bald erreichte sie die Insel. Heute legte sie nicht an der gewöhnlichen Uferstelle bei; sie trieb den kleinen Kahn in einen Strauch, der ihn völlig bedeckte. Noch war sie mit dem Anbinden beschäftigt, als sich hülfreich eine Hand ausstreckte.

„Guten Morgen, Mathilde; ich helfe Dir!"

Sie überließ sich dieser Hand und sprang an das Ufer. Zitternd sank sie in die Arme des Geliebten.

„Ich fürchtete," flüsterte sie, „daß ich zu spät käme."

„Mein Geliebte, es ist kaum fünf Uhr vorüber; die Duellanten werden vielleicht noch eine Stunde ausbleiben. Kommen sie früher, um so besser.

Wir werden uns bis dahin schon einrichten. Beruhige Dich, Mathilde, Du wirst den Bruder Deines Vaters sprechen, und ich werde den Herrn Baron zu unterhalten wissen, daß er Dich nicht störe. Leider war es nicht möglich, die Sache anders zu ordnen, da ich zu spät Kenntniß davon erhielt."

„Ach Karl, wie hoch verpflichtest Du mich zum Danke! Gelingt es uns, das Duell zu hintertreiben und die beiden Brüder auszusöhnen, so haben wir ein gutes Werk vollbracht."

Sie gingen weiter. Karl erzählte, daß der Graf Emil in dem Pachthofe übernachtet habe und trotz der Abmahnungen des Vaters auf dem Duell beharre. Er, Karl, habe dem Vater versichert, das Duell auf jeden Fall zu verhindern; daß auch Mathilde sich eingefunden, wisse Niemand. Die Zeit verfloß den Liebenden rasch. Sie schwelgten in der Hoffnung, daß die Zukunft ihren Wünschen entsprechen werde. Mathilde schilderte ihren Widerwillen gegen den Baron,

Karl versprach dem tückischen Menschen eine Niederlage zu bereiten, die ihn von weiteren Versuchen, in die gräfliche Familie einzudringen, abhalten sollte. Hand in Hand standen sie, von Gebüschen bedeckt, am Ufer. Da kam ein Kahn von dem Dorfe her. Bald ließ sich unterscheiden, daß zwei Männer darin saßen. Beide ruderten. Das leichte Fahrzeug kam rasch näher.

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief Mathilde zitternd. „Beide fahren einmüthig dem Ziele entgegen, das, wenn ihr Wunsch in Erfüllung geht, nur Einer verläßt! Wie weit die Leidenschaft den Menschen treibt!“

„Und das Vorurtheil!“ fügte Karl hinzu. „Graf Emil wenigstens wird von dem Vorurtheile beherrscht, daß er seine Ehre durch das Duell herstellen müsse.“

Die jungen Leute zogen sich zurück. Auf der ganzen Insel gab es nur eine Stelle, wo das Duell abgehalten werden konnte, und dies war

der Platz, an dem die Steinbank stand. Hier war bald ein schützender Strauch gefunden. Karl hatte den Entschluß gefaßt, dann erst verhindernd einzuschreiten, wenn die Vorbereitungen zu dem Kampfe getroffen seien. Um seinen Worten Nachdruck zu verschaffen, hatte er sich mit einer doppelläufigen Pistole bewaffnet, die scharf geladen war.

Die Duellanten kamen schweigend auf dem umbüschten Wege näher. Sie traten zugleich auf den Platz.

Der Baron glich einem Jockey, der sich anschickt, ein Rennpferd zu besteigen. Er trug enganliegende weißlederne Hosen und glänzende Stiefel, die kaum bis an das Knie reichten. Ein grüner Rock mit Goldknöpfen schloß seinen Oberkörper ein. Die runde Mütze mit Goldstreifen, die sein Haupt bedeckte, war kokett zu nennen. Wie anders sah der arme Graf aus! Er trug noch immer dieselbe Kleidung, die der Leser kennt.

Der volle Bart umfloß noch immer sein von Leiden und Gram früh gealtertes Gesicht. Als er den zerdrückten, viel gebrauchten Hut abnahm, zeigte sich ein spärliches Haupthaar.

„Dieser Mann ist der Bruder meines Vaters?“ fragte Mathilde flüsternd.

„Er ist Graf Emil, derselbe, den ich gestern Abend im Pachthofe gesehen habe. Wäre er nicht der Graf, so würde der Baron sich nicht mit ihm schießen wollen. In der Person irren wir nicht.“

Jeder der beiden Duellanten legte ein Paar Pistolen auf die Bank.

„Herr Graf,“ begann Herzfeld, „nach der Verabredung, die wir in meinem Zimmer getroffen, schießt Einer nach dem Andern.“

„Ganz recht!“ murmelte der Graf.

„Das Loos entscheidet über den ersten Schuß. Unter dieser Bedingung, Sie erinnern sich dessen,

habe ich das Duell aus Gefälligkeit für Sie angenommen.“

„Aus Gefälligkeit für mich!“ wiederholte Emil mit bebender Stimme.

„Hier sind Loose, ziehen Sie!“

Der Graf starrte den Baron mit wuthblitzenden Augen an.

„Soll ich zum zweiten Male losen?“ rief er. „Soll ich zum zweiten Male das Opfer eines heillosen Betruges werden?“

„Denken Sie an die Abrede.“

„Ich bin auf alle Ihre Bedingungen eingegangen, um endlich meinen Todtfeind auf dem Kampfplatze vor mir zu haben, ich würde Ihnen, Herr Baron, noch mehr versprochen haben, wenn Sie mehr verlangt hätten. Werfen Sie die Loose fort, Sie sind ein Escamoteur, der seines Gleichen sucht ... Sie bedürfen nicht einmal eines Gehülfen, Sie betrügen mit wunderbarer Gewandtheit allein.“

„Graf!“ rief der Escamoteur drohend.

Und der Graf richtete sich hoch empor, indem er würdevoll sagte:

„Nach diesem Augenblicke habe ich mich gesehnt, ich habe ihn erstrebt mit aller Kraft, die mir der Himmel verliehen. Baron, Sie sind ein Schurke, ein Mensch, der verdient, von Henkershand zu sterben! Sie haben den Mörder gedungen, der am Wege lauerte, um mich aus der Welt zu schaffen, weil ich meinem Bruder zu viel war“...

„Halt,“ rief der Baron, „spielen Sie Ihre Rolle nicht weiter! Wollen Sie mich glauben machen, Sie seien ein Graf von Liskau?“

„Ich bin Graf Emil!“

„Ein Betrüger sind Sie, der zufällige Aehnlichkeit benutzt, um Erbansprüche zu erheben ...“

Der Baron hatte es so einzurichten gewußt, daß er vor der Steinbank stand, auf dem die Pistolen lagen.

„Bereiten Sie sich auf Ihr Ende vor,“ rief

er zornbebend; „Sie werden diese Insel nicht mehr verlassen! Der Schurke rächt sich nach Schurkenart!"

Er wollte eine der Pistolen ergreifen.

„Halt!" rief eine Stimme.

Und zugleich ward er von der Bank zurückgeschleudert, daß er auf den Platz taumelte. Karl stand mit drohenden Mienen vor ihm.

„Einen Schurkenstreich, Herr Baron, werde ich zu verhindern wissen!"

„Was ist das? Es ist ein Zeuge auf der Insel? Also Zwei gegen Einen! Man ist vorbereitet auf Verrath und Tücke . . ."

Der Baron zog rasch ein Pistol aus der Tasche und legte an auf den jungen Mann. Laut aufschreiend verließ Mathilde ihr Versteck und warf sich an Karl's Brust.

„Sie werden ihn nicht morden, ohne mich zugleich zu treffen!" rief sie mit bewunderungswürdigem Muthe. „Ich falle mit ihm, Herr Baron . . ."

Hans von Herzfeld ließ die Mordwaffe sinken; die Erscheinung Mathildens wirkte wie lähmend auf ihn. Und sie lag an der Brust eines jungen Mannes, für dessen Leben sie fürchtete, den sie schützen wollte. Graf Emil entwand seinem Gegner ohne Mühe das Pistol, das er weithin zwischen die Büsche schleuderte.

„Sie sind wehrlos!“ sagte er verachtend. „Ich greife Sie nicht an! Von einem Duelle kann nicht mehr die Rede sein. Denn ich schlage mich nicht mit einem ehrlosen Manne, mit einem gedungenen Mörder. Hier sind zwei Zeugen; sie werden darthun, wie sich Hans von Herzfeld auf dem Kampfplatze benommen, wie er mein Vertrauen in die Ehrlichkeit des Duells getäuscht hat. Unser Ehrengericht wird die öffentliche Meinung sein, vor das zu treten ich nach diesen Vorgängen keinen Anstand nehme. Gehen Sie, hier sind wir fertig!“

Mehr als die Worte des Grafen zwangen

Mathildens Blicke den Baron, sich zurückzuziehen. Er biß die Lippen zusammen, daß sie blutig wurden. Einen furchtbaren Blick auf die Gruppe der Liebenden schleudernd murmelte er: „Unsere Angelegenheit wird noch zum Austrage kommen ... und Jene dort mögen sich von einem verwegenen Abenteurer mystificiren lassen. Denken Sie an Ihren Vater, gnädiges Fräulein ... ein Wort von mir kann ihn verderben!“

Wie ein Irrsinniger lachend verließ er den Platz. Die beiden Männer folgten ihm; als sie gesehen, daß er den Kahn bestiegen und die Mitte des See's erreicht hatte, kehrten Sie zu der jungen Gräfin zurück, die ihnen mit dem Ausrufe entgegentrat: „Herr Graf, Sie sind gerettet! Gott sei Dank!“

„Wer sind Sie?“

„Die Tochter Ihres Bruders bittet für den Vater ...“

„Und ich, der Sohn Ihres Freundes," fügte Karl hinzu, „fordere für das, was ich Ihnen zu thun so glücklich war, daß Sie nicht Gleiches mit Gleichem vergelten!"

„Sie sind mein Lebensretter, junger Mann! Ich hatte mich auf meine Sicherheit im Schießen und auf die Ehrlichkeit des Barons verlassen... Sie haben die Schlinge zerrissen, die mir gelegt wurde... mir liegt so viel an einem ehrenvollen Leben...

„Ich werde Ihren Muth, Ihre Ehrenhaftigkeit im Duelle, aber auch die Perfidie und die Bosheit des Barons bezeugen. Herr Graf, versöhnen Sie sich mit dem Bruder, der ein Spielzeug in der Hand tückischer Menschen gewesen. Mathilde hat dies durchschaut, und mit mir im Einverständnisse, der ich die Mittheilungen belauscht, die Sie meinem Vater gemacht, gehandelt ... Aber sprechen Sie auch ein Wort zu unseren

Gunsten ... Mathilde war dem Baron bestimmt, sie ist meine Braut ..."

Der Graf betrachtete gerührt das junge Paar.

„Meinen Lebensrettern werde ich danken!" rief er. Holen Sie Ihren Vater in das Schloß: mich wird Mathilde einführen, die dem Vater Verzeihung und Versöhnung verkünden mag!"

Die erste Unterredung zwischen den beiden Brüdern war vorüber. Da erschien auch Mathias Krüger in seinem Sonntagsrock, an der Hand führte er den schmucken Sohn. „Es ist Alles ausgeglichen, alter Freund!" rief Emil. „Mein Bruder begreift, wie schmählich er betrogen ist und erkennt den Dienst an, den Du ihm geleistet. Ich sehne mich nach Ruhe, bin unfähig die Güter zu verwalten; Felix mag der Welt gegenüber bleiben, was er ist... aber nur unter

der Bedingung, daß er dem Glücke unserer Kinder Nichts entgegenstellt . . . ich adoptire Karl als meinen Sohn!"

„Das ist unnütz!" entgegnete Krüger bewegt. „Karl ist Dein leiblicher Sohn; ich habe ihn von dem Wasservoigte gekauft, dessen Bruder ihn der armen Mutter gestohlen hat. Fragt nur den alten Kauz, der das Kaufgeld in Empfang genommen, und den Pastor, der das Kind getauft hat. Karl ist der Sohn eines Grafen . . . die Beweise dafür werde ich liefern."

Das war ein Trost für Gräfin Constanze, die wie niedergeschmettert in einem Sessel lag. Felix willigte in Alles; ihm lag daran, die unheilvolle Familiengeschichte der Welt zu verbergen, und dies versprach man ihm. Emil handelte dictatorisch. Er ließ seinen Rechtsanwalt kommen, und der Contract, den er mit seinem Bruder abschloß, zeugte von der ihm angebornen Gut=

müthigkeit und Rechtlichkeit. Karl sattelte um; er ward Oekonom und zwei Jahre später führte er zum Erstaunen der Welt die reizende Mathilde heim und übernahm die Verwaltung der gräflichen Güter. Vater Mathias unterstützte ihn. Felix lebte bei seinen Kindern, Emil mit seiner Wilhelmine in einer kleinen Residenz, wohin ihm Karl eine bedeutende Rente sandte. Der Baron, der sein überschuldetes Gut verkauft, war aus der Gegend verschwunden. Eine Anfechtung hatte Graf Emil nicht zu erleiden, keine Behörde, kein Privatmann trat gegen ihn auf. Die Duellgeschichte, nur Wenigen bekannt, kam nicht vor die Oeffentlichkeit. Der Baron schwieg darüber und die übrigen Betheiligten waren gestorben. Der neue Gutsherr galt für einen adoptirten Grafen von Liskau und Mathias und Christiane freuten sich noch lange des Glücks, das ihrem Pflegesohne geworden. Oft sah man die beiden Brüder

auf Schloß Liskau beisammen. Der Stolz Constanzens war gebrochen, sie behandelte Wilhelminen als Schwägerin und lernte durch sie den Bürgerstand achten, als dessen Vertreterin sie die liebenswürdige und geistreiche Wilhelmine hielt.



Ende.

